This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 956,015

UNIVERSITY OF MICHIGAN

A COLLECTION OF

EARLY CHRISTIAN LITERATURE

CONTAINING WORKS OF THE CHRISTIAN WRITERS

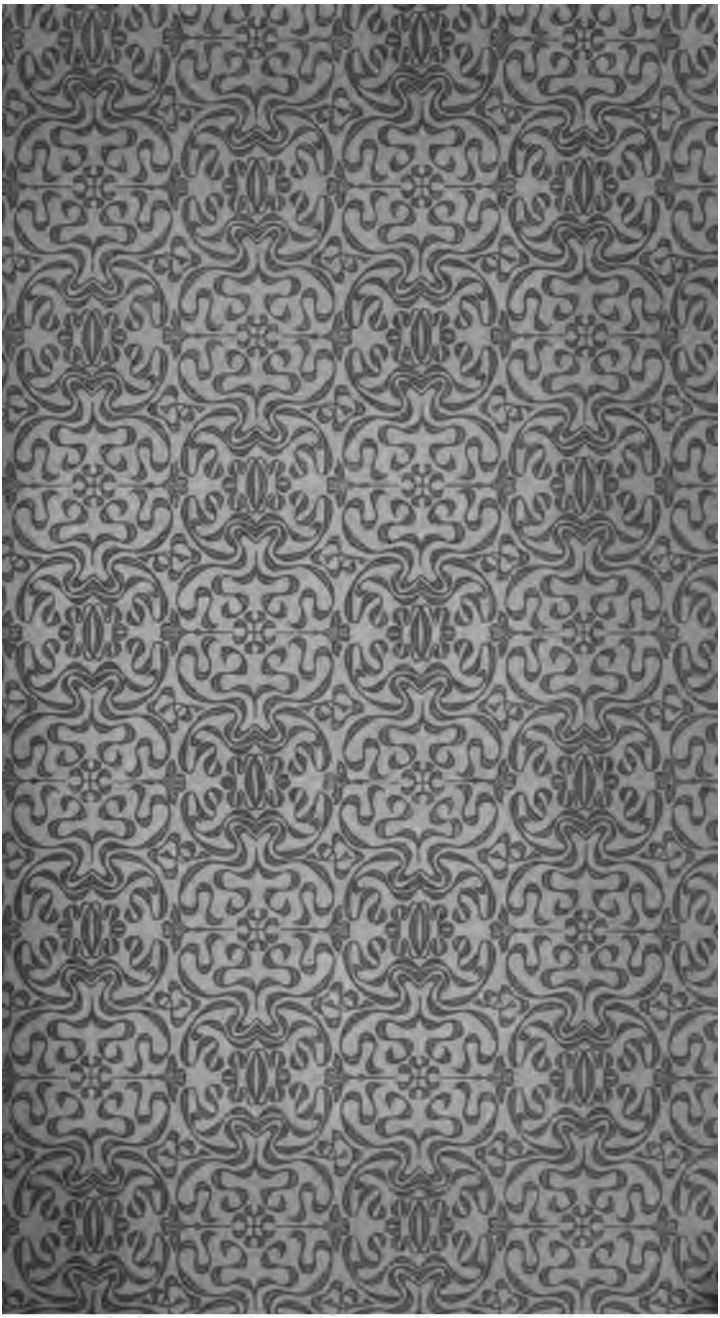
UNDER THE ROMAN EMPIRE

AND PUBLICATIONS ILLUSTRATING THE

RELATION OF CHRISTIANITY TO PAGANISM

PRESENTED BY

MR. D. M. FERRY, OF DETROIT



JIE
4
.Z51

Ferienschriften

12571

von

Karl Zell,

Doctor der Philosophie und Professor der alten Literatur an der Universität zu Freiburg.

Erste Sammlung.

Freiburg im Breisgau.

Druck und Verlag von Fried. Wagner.

1826.

Sr. Hochwürden

dem Herrn

Adam Martin,

Stadtpfarrer, landesherrlichem und bischöflichem Dekan

zu Sinsheim,

dem Lehrer seiner Jugend

mit

Dankbarkeit und Verehrung

gewidmet

von dem Verfasser.

JE
4
.Z51

Vorwort.

Manche hiſtoriſche Gegenſtände von geringerer Ausdehnung, aber darum nicht von gleich geringem Intereſſe laſſen eine Behandlung durch Aufſätze zu, welche man nicht unpaſſend den Idyllien (im antiken Sinne des Wortes) analog nennen könnte. Hier wie dort können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenſtandes, ſo wie durch die Art der Darſtellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder erſetzen. Ich habe es verſucht, in dieſen Blättern eine Sammlung ſolcher kleiner Gemälde anzulegen. Dabei habe ich

darauf gedacht, ſolche Gegenſtände zu wählen, welche jedem gebildeten Leſer einiges Intereſſe abgewinnen können, und zugleich durch Sammlung und Verarbeitung des Stoffes Excurſe über einzelne noch nicht beſonders bearbeitete Punkte aus dem Gebiete des griechiſchen und römiſchen Alterthumes zu liefern. Einige der hier mitgetheilten Aufſätze ſind ſchon einmal gedruckt: nämlich die beiden über griechiſche Volkslieder und Sprüchwörter in frühern Jahrgängen des Morgenblattes; dann die beiden letzten, und zwar der eine in einem Programme des Lyceums zu Raſtatt, der andere über das Sittliche der griechiſchen Volksreligion, als eine öffentliche Vorleſung, wie ſie nach einer hier beſtehenden Sitte ein jeder neu auftretende Lehrer an der hieſigen Univerſität zu halten pflegt. Aus Verſehen iſt auf dem Titel dieſes letzten Aufſatzes bei einigen Exemplaren der Beiſatz „Eine Rede“ ſtatt: „Eine Vorleſung“ ſtehen geblieben.

Die beiden zuletzt genannten Aufsätze wurden nur in einem kleinen Kreise bekannt; dieß mag ihre Aufnahme in diese Sammlung rechtfertigen.

Diese Blätter machen durchaus keine Ansprüche: sollten sie jedoch Lesern von Geschmack und Einsicht nicht mißfallen, so wird der Verfasser sich freuen, Stunden der Muße, welche ihm sein Lehramt und ernstere Studien übrig ließen, auf diese Weise angewendet zu haben, und er wird sich dadurch bestimmen lassen, damit fortzufahren.

Inhalt.

Seite

Die Wirthshäuser der Alten 3
Ueber die Volkslieder der alten Griechen . 53
Ueber die Sprüchwörter der alten Griechen. 91
Catull's Liebe 125
Bajä, ein römischer Badeort 145
Aristoteles, als Lehrer Alexanders . . 155
Ueber das Sittliche in der griechischen
Volks-Religion 175

ersucht, den Inhalt nach der Vorrede einzuheften.

Die
Wirthshäuser der Alten.

Es mag vielleicht manchem Leſer befremdend vorkommen, dieſen Gegenſtand einer beſondern Aufmerkſamkeit zu würdigen, und mancher, der gewählktere Geſellſchaft zu ſuchen pflegt, als die iſt, welche der Zufall in ſolchen Häuſern zuſammen führt, mag es uns vielleicht gar verargen, daß wir ihn zu einem ſolchen Gange einladen. Doch, wenn es uns nun vielleicht gelänge, ſo ergötzliche und lebendige Bilder vorzuführen, als Auerbachs Keller im Fauſt, als die ſpaniſchen Ventas und Poſadas im Don Quixote, und der wilde Schweinskopf bei Frau Hurtig in Eaſtcheap zeigen? Dann würden ſie es wohl nicht verſchmähen, uns zu folgen. Allein wir wollen keine zu glänzenden Hoffnungen erregen. Es mag freilich auch in jenen griechiſchen und römiſchen Herbergen und Schenkſtuben nicht an Scenen gefehlt haben, die in dem Spiegel einer lebendigen poetiſchen Darſtellung aufgefaßt zu werden verdienten; allein dieſe

Häuſer treten überhaupt in der antiken Welt nicht ſo hervor, als in der modernen, und dann ſind in den Denkmälern, aus welchen wir die Sitten der Alten kennen lernen, die hierher gehörenden Züge doch zu vereinzelt und zu zerſtreut, auch großentheils zu allgemein, als daß ſie in recht individuelle und anſchauliche Bilder ſich vereinigen ließen. Glücklicher Weiſe iſt jedoch das poetiſche Intereſſe nicht das einzige, das ſich dem Gegenſtande abgewinnen läßt. Er bietet noch ein anderes und ſogar recht bedeutendes Intereſſe dar, welches uns hinreichend rechtfertigen wird, wenn wir ihn etwas genauer behandeln, als bisher geſchehen iſt. (1) Von welcher Art dieſes Intereſſe iſt, ergiebt ſich, wenn wir einen Blick auf unſere Wirthshäuſer werfen. Dieſe haben den doppelten Zweck, einmal für das Bedürfniß und die Bequemlichkeit der Fremden und zugleich für die geſellige Unterhaltung und Zerſtreuung der Einheimiſchen zu ſorgen. Wenn man nun die Wirthshäuſer der Alten einer genauern Betrachtung würdigt, iſt dies nicht eben ſo viel, als unterſuchen, wie in der alten Welt für beides geſorgt war, für die Aufnahme der Reiſenden und für öffentliches Vergnügen daheim? Das ſind aber doch wohl Gegenſtände von Wichtigkeit zur Kenntniß des

gesellschaftlichen Zustandes und zur Charakteristik der Sitten und des Geschmackes. Nach diesen beiden Gesichtspunkten sollen darum hier die zerstreuten Notizen der alten Schriftsteller über diesen Gegenstand gesammelt, und so viel als möglich zu einem zusammenhängenden Ganzen vereinigt werden. Für jetzt sollen uns nur die griechischen und römischen Wirthe beherbergen. Die gelehrten Wirthshaus-Besucher und alle, welche einen Genuß darin finden, die Sitten der Völker in ihren eigenthümlichen Farben zu beschauen, werden uns vielleicht Beifall zulächeln, wenn wir ihnen zugleich ankündigen, daß wir bei diesen zwei Bildern nicht stehen bleiben werden. Wir werden nach Zeit und Gelegenheit noch andere derselben Art hinzufügen, und nach und nach eine kleine Gallerie solcher Tenniers verschiedener Zeiten und Völker aufstellen. (2)

Nun zur Sache selbst, und zwar zuerst von den Griechen. Wir betrachten da die früheste Zeit mit ihren einfachen Sitten und ihrem einfachen Leben, und gehen von da aus weiter bis zu dem mannigfaltigen und bunten Leben der so beweglichen und lebenslustigen Einwohner Athens.

Die erste Zeit der völligen Rohheit Griechenlands und eben so auch der Beginn der ersten gesellschaftlichen Einrichtungen fordert weder,

noch erlaubt er eine besondere Betrachtung von dieser Seite. Wo der Verkehr durch Handel oder durch andere Triebfedern noch gar nicht in Bewegung gesetzt ist, wo nicht einzelne reisen, sondern wilde Horden wandern; ferner, wo Arbeit und Kampf um die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens der geselligen Unterhaltung und dem geselligen Vergnügen noch keine Zeit übrig lassen: da kann auch von Einrichtungen keine Rede seyn, welche gerade auf jenen beiden Erscheinungen eines gesitteteren Lebens beruhen. Ein ganz anderes und viel erfreulicheres Bild gewährt das auf jene erste Zeit folgende heroische Zeitalter, wie es in jenen unsterblichen Gedichten sich abspiegelt, welche allein unter allen, den ganzen Kreis des Lebens einer ganzen Zeit bis in die kleinsten Züge umfassen. Auch damals war zwar das Reisen einzelner noch selten. Der Handelsverkehr war unbedeutend und fast ausschließlich zur See, auch wohl mit Seeräuberei verbunden; der Trieb hinaus in die Welt zu gehen, um sich zu unterrichten, der einige hundert Jahre später Weise und Geschichtschreiber die Fremde besuchen hieß, war noch nicht erwacht. Die einzelnen besuchten wohl nur nahe wohnende Verwandte und Freunde; oder es waren unglückliche, die wegen eines unvorsätzlichen Mordes vor der

Blutrache flohen. Doch sehen wir auch in dieser Zeit den vielgereisten, aber freilich durch ein eignes Schicksal umher getriebenen Odysseus und den auf Erkundigung nach dem Vater reisenden Telemachus. Eigne Häuser zur Aufnahme solcher Fremdlinge um Lohn gab es nun nicht, wenigstens in der frühern heroischen Zeit und im allgemeinen nicht. Dafür gewährte aber Ersatz eine viel schönere, edlere Einrichtung: die durch Religion und Sitte begründete allgemeine Gastfreundschaft. Zeus Xenios umfaßte mit seinem Schutze alle Fremdlinge ohne Ausnahme, und alle fanden Pflege und Aufnahme an dem gastlichen Heerde. Wenn Glieder befreundeter Familien sich trafen, so geschah dies mit um so größerer Liebe und Sorgfalt. Welche herzliche Freundschaft athmet nicht die gastliche Aufnahme des jungen Telemachus bei Menelaus? (3) Allein auch ganz unbekannte Fremdlinge wurden mit Menschenfreundlichkeit und Güte behandelt. Man darf nur, um nicht in einer bekannten Sache mehr Beispiele anzuführen, an die Aufnahme des Odysseus bei den Phäaken denken, bei jenem harmlosen, frohen und lebenslustigen Völkchen, das der jonische Sänger gleichsam als Ideal seiner nicht unähnlichen Landsleute mit besonderer Vorliebe schildern zu wollen scheint. (4)

Für das Bedürfniß der Reisenden war also auf diese Weise gesorgt. Für den andern Zweck, dem unsere Wirthshäuser dienen, für gesellige Unterhaltung, bedurfte es ebenfalls in jener Zeit keiner solchen Anstalten. Man darf nur einmal einen Blick auf diese heitere und lebensvolle homerische Welt geworfen haben, um sich zu überzeugen, daß es da an geselliger Freude, an Vergnügen, Spiel und Scherz keineswegs fehlte. Einmal war der ganze Kultus zugleich eine Reihe von geselligen, heitern Handlungen, verschönert durch Tanz, Gesang und frohes Mahl. Ferner: der Rath der Edeln, das Gericht des Königes, die Versammlung des Volkes mit ihren Reden und Gegenreden und ihrer ganzen Oeffentlichkeit war fast eben so sehr gesellige Unterhaltung als Geschäft. Dazu kamen nun noch die besonders veranstalteten Feste und gemeinsame Mahlzeiten in den Häusern der Könige und Edeln. Nach dem Mahle eilte dann die rüstige Jugend zu Kampfspielen, voll Lebensmuth, Erwartung und Siegesfreude, während die Alten zuschauten und richteten; (5) oder auch es begann ein schöner Tanz von bewaffneten Jünglingen und holden Mädchen. (6) Glückliche Zeit der jugendlichen Menschheit! Wie erscheinen die meisten unserer öffentlichen

geſelligen Vergnügungen dagegen theils überverfeinert und ſchlecht, theils indolent und lebensarm, theils endlich roh und ſeelenlos.

Die erſten öffentlichen Anſtalten in Griechenland, welche mit unſern Wirthshäuſern verglichen werden können, ſind die ſogenannten Leſchen (λέσχαι). Sie gehören vielleicht noch dem Ende der heroiſchen Zeit an, kamen beſonders aber in der zunächſt darauf folgenden Zeit in Aufnahme, in den joniſchen Städten, vorzüglich in Athen, auch in Sparta und dem übrigen Griechenland. Die erſte Erwähnung ſolcher Leſchen iſt bei Homer, an jener Stelle, wo eine der leichtfertigen Mägde den unter Bettlergeſtalt verborgenen Odyſſeus aus ſeinem eigenen Hauſe hinausſchelten will mit den Worten (Odyſſee XVIII, 328):

„Traun, du elender Fremdling, du biſt im Geiſte zerrüttet,
Daß nicht ſchlafen du gehſt zur wärmenden Eſſe des Schmiedes,
Oder zur Volksherberg'."

Dieſe Stelle iſt die einzige in den homeriſchen Gedichten, die eine ſolche Erwähnung enthält. Darum war wohl, wie ſchon oben bemerkt, dieſe Einrichtung der eigentlichen heroiſchen Zeit nicht angehörend, und der Sänger

trug wahrſcheinlich eine Sitte ſeiner Zeit auf jene frühere über. Bei der angeführten Stelle erhalten wir von dem Ausleger Euſtathius die Belehrung: Leſchen ſeyen Gebäude mit offnen Hallen geweſen, wo man zuſammen kam, um miteinander zu plaudern. (7) Darum warnt auch Heſiodus vor dieſem Müſſiggang, zu dem die Leſchen einluden (Werke u. Tage, V. 493):

„Geh' die Schmiede vorbei, vorbei die erwärmete Leſche
Winterszeit, wenn dich die heftige Kälte bedränget:
Denn nicht fehlt's dem fleißigen Mann auch im Winter an Arbeit.“

Doch nicht blos leere Plaudereien und die Neuigkeiten des Tages ſchwirrten durch dieſe Hallen, es wurden auch ernſtere Worte da gehört; und wie ſpäter die Gymnaſien die Sammelplätze der Philoſophen und ihrer Zuhörer wurden, ſo dienten früher eben dazu auch dieſe Leſchen. (8) Die oben angeführte homeriſche Stelle zeigt überdieß, daß die Leſchen noch einem andern Gebrauch dienten außer der geſelligen Unterhaltung: ſie waren zugleich die Herbergen heimathloſer und dürftiger Leute. Wie nun die Griechen nicht leicht eine öffentliche Sekte oder ein öffentliches Inſtitut hatten,

ohne es mit ihrem Kultus in Verbindung zu setzen, so hatten sie auch für diese Anstalten einen eignen Patron. Es war dieß Apoll, welcher in dieser Beziehung Leschenorios hieß. (9) Es darf uns also nicht befremden, die Leschen überhaupt unter den einer jeden Stadt zukommenden öffentlichen Gebäuden aufgezählt zu lesen. (10) Der häufigere oder mindere Besuch derselben richtete sich wie natürlich nach dem verschiedenen geselligen Charakter der einzelnen griechischen Stämme und nach ihrer übrigen Lebensweise. Davon giebt uns Athen und Sparta einen recht auffallenden Beweiß. Zu Sparta waren nach Pausanias nur zwei solcher Casino, wie wir sie nennen könnten, das eine Krotanon, das andere Poecile genannt. Letztere wurde zugleich zu einem grausamen Geschäfte benutzt. Da nämlich wurden die neugebornen Kinder in Augenschein genommen und im Falle sie krüppelhaft oder schwächlich waren, nach spartanischer Sitte getödtet. (11) Dagegen zu Athen waren nicht weniger als drei hundert und sechszig solcher Leschen. (12)

Dieser Unterschied hatte allerdings seinen Grund in dem Nationalcharakter der Spartaner, der nicht so beweglich, nicht so lebhaft und gesprächig war, als der athenienſische. Es ſind

dabei aber auch die übrigen Einrichtungen ihres öffentlichen und Privatlebens nicht zu übersehen, welche gerade von der Art waren, daß sie solche Anstalten entbehrlich machten. Es ist bekannt, daß die Spartaner durchaus gemeinsam und öffentlich lebten, von dem Knabenalter an bis zum Greisenalter; sie aßen, spielten, kämpften in gemeinsamer, brüderlicher Gesellschaft. So fand also der Trieb nach Geselligkeit bei ihnen die volleste und schönste Befriedigung in allen Stufen und Verhältnissen des Lebens. Eben so wenig waren besondere Anstalten zur Aufnahme und Beherbergung der Fremden bei ihnen Bedürfniß. Sparta war keine Handelsstadt, auch keine Stadt, welche durch merkwürdige Gebäude oder Kunstschätze anzog; überdieß war durch eigne Gesetze den Fremden der Aufenthalt sehr erschwert. (13) Die verhältnißmäßige geringe Anzahl, die sich etwa da aufhielt, fand in der Gastfreundschaft der einzelnen Familien, oder wenn es Gesandte auswärtiger Staaten waren, durch Veranstaltung der Könige, welche jedesmal einzelnen Bürgern dies Geschäft übertrugen (πρόξενοι) (14), hinreichend Aufnahme und Pflege. Bei den Kretensern, deren Verfassung und Lebensweise bekanntlich in so vielem mit der spartanischen übereinstimmte, herrschte in dieser

Hinsicht eine freundlichere Sitte. Bei ihren gemeinschaftlichen, öffentlichen Mahlzeiten waren jeden Tag zwei eigne freie Tafeln für die etwa ankommenden Fremden zubereitet. (15)

Ganz anders waren dagegen die Verhältnisse in Athen. Abgesehen davon, daß die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Charakters da mehr und mannigfaltigere gesellige Verbindungen bilden mußte, so war ja hier ein viel größeres städtisches Leben. Da war ein beständiger Zufluß von Fremden, welche Handel, Liebe zu Kunst und Wissenschaft und eines feinern geselligen Lebens, oder auch Neugierde und Schaulust dahin führte. Hier mußte sich also auch diese Seite des Lebens ganz anders gestalten. In dem attischen Leben treten die Wirthshäuser weit mehr hervor und werden häufig genannt. Diese Verschiedenheit zwischen Athen und Sparta wird sehr gut durch ein Witzwort des Philosophen Diogenes bezeichnet, das uns Aristoteles aufbewahrt hat. (16) Der Cyniker sagte nämlich einmal: Die Wirthshäuser seyen die Phiditien der Athener. Wenn man nach dieser Aeußerung auf einen häufigen Besuch der Wirthshäuser Athens schließen kann: so ist dabei doch wohl zu bemerken, daß dieses durchaus nur von der niedern und niedersten Klasse des Volkes zu

verſtehen iſt, und gerade darin liegt der Hauptunterſchied zwiſchen dem Weſen und der Stellung der antiken und modernen Wirthshäuſer. Der beſſere Theil des Publikums hatte auch zu Athen, und gerade da mehr als irgendwo, edlere und würdigere Gelegenheiten zu geſelliger Unterhaltung, worauf nachher beſonders aufmerkſam gemacht werden ſoll. Wie wenig aber die Wirthshäuſer den beſſern Theil der Geſellſchaft berührten, ja wie verrufen im Allgemeinen dieſe ganze Klaſſe von Häuſern war, geht aus vielen ausdrücklichen Zeugniſſen hervor, aus denen wir nur die auffallendſten hier herausheben wollen. Theophraſt, in der Charakterſchilderung eines ganz ſchamloſen und tollen Menſchen, führt unter den Zügen deſſelben an: «Er ſey im Stande, ſogar ein Wirthshaus zu halten.»(17) Der moraliſirende Iſokrates geht noch weiter, und ſagt irgendwo, nicht einmal ein ordentlicher Sklave wage es, in einem Wirthshaus etwas zu eſſen oder zu trinken. (18) Doch ſcheint dieſes etwas übertrieben zu ſeyn. Denn aus mehrern Stellen des Ariſtophanes geht hervor, daß die gemeinere Klaſſe der Bürger keinen Anſtand nahm, in ſolchen Häuſern ſich zu vergnügen, und eben ſo auch ihre Frauen.(19) Daß dagegen angeſehenere, in Amt und Würde

ſtehende Perſonen ſolche Plätze nicht beſuchten und zum Theil geſetzlich gar nicht beſuchen durften, läßt ſich aus dem Zeugniſſe des Redners Hyperides ſchließen, das Athenäus anführt. Dort heißt es nämlich, wenn ein Areopagit in einem Wirthshaus auch nur einmal geweſen wäre, ſo hätten ihn ſeine Collegen nicht mehr als Mitglied des Areopagus geduldet. (20) — Dieſe geringe Achtung oder vielmehr Verachtung dieſer Häuſer kam ohne Zweifel, wie Caſaubon zu der oben angeführten Stelle des Theophraſt bemerkt, daher, weil die Wirthe in der Regel ihren Gäſten auch noch andere, weniger unſchuldige Mittel zur Zerſtreuung und zum Vergnügen anboten, als eine wohlſchmeckende Schüſſel oder einen Becher Wein; ſo daß eben ein Wirthshaus insgemein daſſelbe war, wie ſich Caſaubon ausdrückt, als lenonis aut meretricis domus. Unter den Wirthshäuſern ſelbſt waren wohl, der Natur der Sache nach, verſchiedene Abſtufungen; wenigſtens laſſen ſich ſchon nach dem griechiſchen Sprachgebrauch mehrere Arten unterſcheiden. Da werden zuerſt genannt die Weinläden (οἰνῶνες). Hier wurde der Wein, wie es ſcheint, nur über die Straße verkauft. Dann gab es Schenken oder Trinkſtuben (καπηλεῖα); wenigſtens unterſcheidet der

Lexikograph Suidas ausdrücklich den bloßen Weinverkäufer von dem Schenkwirth. (21) Das waren nun die Plätze, wo das gemeine Volk sich mit Speise und Trank, mit Flötenspielerinnen und andern gefälligen Mädchen ergötzte. Ob alle diese Weinschenken auch Fremde aufnahmen, oder ob die Rechte und der Wirkungskreis dieser Häuser so genau festgesetzt und obrigkeitlich bestimmt war, ist nicht bekannt: es scheint übrigens diese genaue Scheidung nicht statt gefunden zu haben. Es wird nun noch eine Klasse von Wirthshäusern genannt, die besonders der Aufnahme der Fremden bestimmt gewesen zu seyn scheint. Diese hießen mit einem recht bezeichnenden Namen: Allherbergen (πανδοκεῖα). Mit diesen Gasthäusern waren, wie es scheint, bisweilen auch noch Kramläden verbunden. (22) Manche unter diesen Häusern müssen nun doch wohl auf einer etwas höhern Stufe gestanden seyn, als die vorher genannten. Denn wenn auch schon ein großer Theil oder auch der größte Theil der Fremden in Athen bei Gastfreunden Aufnahme fand: so gab es doch wohl eine bedeutende Anzahl von angesehenern Fremden, welche ohne solche Verbindungen dahin kamen und auf diese Art genöthigt waren, in einer öffentlichen Herberge einzukehren. Es läßt sich jedoch

nach den übrigen Verhältniſſen und bei der Nachläſſigkeit und Gleichgültigkeit, welche noch jetzt in dem Orient und in den ſüdlichen Ländern bei dieſen Einrichtungen herrſcht, keineswegs erwarten, daß für die Bequemlichkeit der Reiſenden ſo geſorgt war, wie in unſern Gaſthöfen größerer Städte. Daß die Griechen, wie wir, gemahlte Schilder an ſolchen Häuſern hatten, könnte man aus einer Stelle des Ariſtoteles (23) ſchließen. Allein der Umſtand ſpricht dagegen, daß bei Ariſtophanes und andern Schriftſtellern, die das attiſche Leben ſchildern, keine weitere Spur davon vorkommt, und doch hätte dieſe Sitte ſo mancherlei Gelegenheit zu Anſpielungen gegeben, daß dieſer Mangel jeder weitern Spur wohl nicht zufällig ſeyn kann. Uebrigens geht dieſe Sitte, den Wirthshäuſern Namen und Bilder zu geben, in ſehr frühe Zeit zurück; ſo wie auch das bekannte Wirthszeichen der zwei übereinander gelegten Dreiecke und der aufgeſtellte Buſch, wenn gleich nicht in dieſer Anwendung, dem griechiſchen und römiſchen Alterthum angehört, wie bei einer andern Gelegenheit gezeigt werden ſoll. (24) Einen eignen Schutzpatron hatten die griechiſchen Wirthe, wie die unſrigen ihre Patrone an den beiden Heiligen Pandolphus und Julianus haben. (25) Sie empfahlen ſich der

Gnade Merkurs, in dem sie ihren Schutzgott verehrten. (26)

So waren im allgemeinen die attischen Wirthshäuser beschaffen, und wie aus dem bisher Gesagten erhellt, an Bedeutung und Ansehen von den unsrigen sehr verschieden. Sie gehörten im allgemeinen einer ganz niedern und gemeinen und zugleich nicht sehr ausgedehnten Sphäre an; dagegen unsere Wirthshäuser in ihrer großen Menge und Mannigfaltigkeit, unsere Kneipen, Schenken, Wein- und Bierhäuser, Kaffeehäuser, Casini, Museen, Klubbs und Restaurationen den größten Theil aller derjenigen am Abend aufnehmen, welche durch Akten, Buch, Feder, Hobel und Hammer, oder auch durch Nichtsthun sich den Tag über ermüdet haben. Der Grund dieser Erscheinung ist nicht schwer einzusehen. Was sollte auch den freien athenienſischen Bürger bestimmen, an einem solchen Orte Unterhaltung und öffentlichen Verkehr zu suchen? War ja doch sein ganzes Leben eine Reihe von heitern Festen und von geistesbelebenden Anstrengungen. Da waren die mancherlei religiösen Feierlichkeiten, eben so ehrwürdig als nationell durch ihr hohes Alter und ihre Bedeutung, als schön und festlich durch Aufzüge, Spiele, Tänze und Ausschmückung aller Art. Oder er sah auf der

Bühne seine Götter und Helden, und hörte ihre göttliche Sprache, wenn auch nur einigemal im Jahre, aber dafür mit desto gespannterer Erwartung und desto tiefer eingeprägter Erinnerung. Die meiste Zeit nahm aber seine politische Thätigkeit in Anspruch. Bald war er in der Volks-Versammlung gegenwärtig, als Magistrat oder Bürger, sprach oder ließ andere, zuweilen zu seinem Besten, oft zu seinem Nachtheil, immer aber zu seiner Unterhaltung Reden halten; oder er wählte zu Aemtern und wurde gewählt. Ein andermal saß er in dem öffentlichen Gericht als Richter oder als theilnehmender Zuschauer. Ueberall wurden Gegenstände verhandelt, die seine Interessen auf das nächste berührten, und die Art der Verhandlung war so, daß sie noch jetzt nach Jahrtausenden durch Geist, Witz, Verstand und Energie, durch Ausdruck und Darstellung, uns, die wir uns in diese Verhältnisse künstlich hineindenken müssen, auf das lebhafteste interessirt und ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung ist. Freilich führten feile und verschlagene Demagogen das Volk oft auf Irrwege; seine Sykophanten brachten manchen Ehrenmann in gefährliche und verdrüßliche Processe. Das war aber alles doch nur in seinen Resultaten traurig; in der täg-

lichen und gewöhnlichen Wirksamkeit dieser Institutionen entfaltete sich dagegen eine Kraft und Beweglichkeit des Geistes, eine Thätigkeit aller Vermögen und eine Energie des Handelns, gegen welche unser öffentliches Leben einen Kontrast bildet fast wie Tod und Leben selbst. Dazu kommt nun noch die Lebensweise der südlichen Völker überhaupt, die es nicht lieben, sich zwischen Mauern einzuzwängen, sondern vielmehr so viel möglich alle Geschäfte vor dem Hause zu betreiben, auf Straßen und Märkten sich zusammen zu stellen und sich zu unterhalten. Ueberdieß unterstützten noch andere Einrichtungen den öffentlichen geselligen Verkehr. So waren die Gymnasien eben so wohl Orte für die Unterhaltung als für die geistige und körperliche Uebung. Da sahen und sprachen die Jünglinge sich untereinander, dahin kamen, um sie zu sehen und mit ihnen sich zu unterhalten, ihre enthusiastischen Verehrer. Eben solche Unterhaltungsplätze waren die öffentlichen Bäder und fast alle Buden der Handwerker, Kaufleute und Künstler; unter diesen besonders für die niedern Kreise der Gesellschaft und den Umtausch der Stadtneuigkeiten, die Buden der Bartscheerer, die ja in dieser Hinsicht sprüchwörtlich geworden sind. (27)

Bei den Römern finden wir die Wirthshäuser gleich gering geachtet wie bei den Griechen und als Unterhaltungsörter meistens nur für die niederste Volksklasse von Bedeutung. Es ließen sich eine Menge von Aeusserungen und Nachrichten römischer Schriftsteller anführen, die sich alle auf diese Geringschätzung solcher Häuser und ihrer Besitzer beziehen, wenn die Sache nicht allgemein bekannt wäre. Nur an einiges soll hier erinnert werden, woraus hervorgeht, wie diese Leute in den Rechtsverhältnissen angesehen wurden, und darnach kann man dann hinlänglich auf ihren Standpunkt in der Gesellschaft schließen. Nach dem römischen Recht wurden die Schenkwirthe hinsichtlich ihrer bürgerlichen Ehre auf gleiche Linie mit den Lenones gesetzt, und die Frau eines Schenkwirthes wurde vor Gericht ganz wie eine öffentliche Dirne angesehen, so daß die Gesetze gegen Ehebruch und die damit zusammenhängenden rechtlichen Bestimmungen bei ihr keine Anwendung fanden. (28) Ferner wurden die Schenkwirthe nicht zu dem Kriegsdienste zugelassen; (29) bildeten auch nicht wie andere Handwerker und Gewerbsleute eine Zunft (collegium, corpus). Darnach darf es uns also nicht befremden, wenn wir bei den alten Schriftstellern diese Klassen gewöhnlich als schlecht, betrügerisch und niederträchtig dargestellt

beſſern Zeiten, namentlich bis zu dem Ende der Republik kein Mann, der etwas auf Anſtand und Ehre hielt, ein ſolches Haus beſuchte. Die Urſachen dieſer Erſcheinung ſind ohngefähr dieſelben, welche wir oben in dem griechiſchen Leben nachgewieſen haben. Für beide Zwecke, wegen welcher bei uns die Wirthshäuſer beſucht werden, war auch in der römiſchen Welt auf eine andere, und wie uns dünkt, ſchönere Weiſe geſorgt. Fremde von einiger Bedeutung hatten in der Regel gaſtfreundſchaftliche Verbindungen in Rom, die ihnen Aufnahme und Pflege verſchafften. Beſonders war dieſes der Fall ſeit der Zeit, als Rom ſeine auswärtigen Eroberungen zu machen angefangen hatte und die Verhältniſſe der Clientel und des Patronates auch auf auswärtige Privatperſonen und ganze Städte und Länder übergetragen wurde. Faſt jede von den großen römiſchen Familien, die durch Geſchlechtsadel oder die Magiſtratur ausgezeichnet waren, hatte eine oder mehrere Städte, ja ſogar Landſchaften in ihrer Clientel und, was damit zuſammenhieng, in ihrer Gaſtfreundſchaft. Kamen nun Leute aus ſolchen unter dem Patronat der römiſchen Großen ſtehenden Gemeinden nach Rom, ſo bedurfte

es für ſie keiner Gaſthöfe; und gerade ſolche Leute machten gewiß einen bedeutenden Theil der Fremden in Rom aus. (31) Geſandte auswärtiger Staaten hatten eben ſo wenig Aufnahme in ſolchen Häuſern zu ſuchen. Wenn man ſie in Rom nicht abſichtlich vernachläſſigen und ihnen dieſe Vernachläſſigung nicht ausdrücklich zu erkennen geben wollte: ſo wurden ſie der herkömmlichen Sitte nach in dem Hauſe irgend eines angeſehenen römiſchen Bürgers aufgenommen und bewirthet. (32) Eben ſo wenig hatte der freie römiſche Bürger Veranlaſſung, ſich der Unterhaltung wegen in ein Wirthshaus zu begeben, um da von ſeinen Sorgen ſich zu erhohlen, oder in ſein Alltagsleben eine Aufregung oder feſtliche Freude zu bringen, wie dies bei uns der Fall iſt. Wie in den griechiſchen Republiken, ſo war ja auch hier, und zwar in einem viel größern, wenn auch nicht ſchönern Style, ein öffentliches, an ernſter Thätigkeit und Feſtlichkeiten aller Art reiches, und wahrhaft lebendiges Leben. Die angeſehenern unter den römiſchen Bürgern, wenn ſie nicht im Lager ſich befanden — und da brachte doch in der Regel ein jeder einen Theil ſeiner Jugend zu — waren durch ihre politiſchen Beſchäftigungen als Magiſtrate, als

Senatoren oder Richter in beſtändiger Thätigkeit, und, nach den damaligen Staatsformen, nicht etwa in einer ſolchen Thätigkeit, wie großen Theils die unſerer modernen Geſchäftsleute und Staatsmänner iſt, welche die geiſtige Kraft anſtrengt aber ſelten belebt, ſondern vielmehr in einer ſolchen Thätigkeit, wie ſie die freie, öffentliche und mündliche Behandlung der Staatsgeſchäfte und der Rechtspflege gewährt, angeregt durch allgemeine Theilnahme, oft bewegt und erſchüttert durch ungehemmte und lebenskräftige Ausbrüche des Affektes. Solche Thätigkeiten ermüden, erſchöpfen; aber ſie ſtumpfen den Geiſt nicht ab, weil ſie den ganzen Menſchen gleich beſchäftigen, und ein freies, lebendiges Wirken aller ſeiner Kräfte erlauben, ja fordern. Diejenige Zeit, die einem Römer von der eben bezeichneten Klaſſe die politiſche Wirkſamkeit übrig ließ, füllte in der guten alten Zeit der Fabricier, Curier und Cincinnate der Landbau aus; ſpäter bei dem Aufkommen einer feinern Bildung Beſchäftigung mit Literatur. Das war dann jenes edle Otium der römiſchen Staatsmänner, wofür wir in unſerer Sprache kein entſprechendes Wort haben, weil uns die Sache ſo fremd iſt. Aber auch jene römiſchen Großen, welche mehr durch ſinnliche

Genüſſe, als durch Studien ihre geſchäftsfreie Zeit ausfüllen wollten, hatten dazu in ihren Palläſten und Villen alle Hülfsmittel in reichſter Fülle und in dem großartigſten Maaße. So kann alſo, wie natürlich, in dieſem Kreiſe von ſolchen Häuſern, wie Gaſthöfe und Schenken ſind, nicht die Rede ſeyn. Aber auch die ganze übrige Maſſe des römiſchen Volkes hatte öffentliche politiſche Thätigkeit, Unterhaltung und Ergötzlichkeiten in großer Menge und nach einem viel großartigeren Maaßſtabe, als die Bürger der größten jetzigen europäiſchen Hauptſtädte. Da hatte auch der gemeine römiſche Bürger bald ſeine jährlichen Magiſtrate zu wählen, wobei es ja nicht ſo ruhig und einförmig zugieng; bald hatte er in der Volksverſammlung ſeine Cicerone und Hortenſier, oder ſeine ſtürmiſchen Tribunen anzuhören, welche den mannigfaltigſten Wechſel von Gefühlen und Leidenſchaften zu erregen wußten, und zugleich durch fein erdachte und künſtlich geſtellte Gründe und Gegengründe ſeinen Verſtand beſchäftigten und ſchärften. Oder er ſtand auf dem Forum unter der Corona der Zuhörer vor dem Tribunal des Prätor, und hörte die ſcharfſinnigen Beweißführungen der Sachwalter und ihre pathetiſchen Perorationen. Freilich waren dieſe Inſtitute

in mehreren Zeitpunkten der Republik theuer erkauft mit Ruhe und Sicherheit des Lebens und Eigenthums, mit Partheiungen, Bürgerkriegen, Mord und Aufruhr. Allein diese Nachtheile sind uns, die wir das Ganze übersehen, gewiß viel klarer und eben deswegen viel mehr ein Gegenstand der Klage und der Trauer, als denjenigen, welche in diesem lebendigen Spiel der mannigfaltigsten Thätigkeiten tägliche Anregung und Beschäftigung fanden. Nebst diesem Lärm des Forum hatte die Masse der römischen Bürger aber auch andere Unterhaltungen, öffentliche Vergnügen und Feste in großer Anzahl. Wie viel gab es für den Römer in seiner weltbeherrschenden Stadt zu schauen, großes, schönes, mitunter auch wildes und blutiges, all aber voll Leben und Bewegung. Ein mannigfaltiger Cultus, ein Cyklus von vielen Festen und Feiertagen, der durch das ganze Jahr lief, brachte Opfer und Andacht, Aufzüge und Festlichkeiten aller Art, theils für das gesammte Volk, theils für die einzelnen Curien und andern Gesellschaften, welche zu liturgischen Zwecken vereint waren, und deren es im alten Rom so viele gab. Der Cirkus bot der Schaulust seine mancherlei Spiele, vor allem das Wagenrennen, Unterhaltungen, die der Römer so leidenschaftlich

liebte, daß er als den Inbegriff aller Bedürfnisse und Vergnügungen des Lebens nur Panem et Circenses fordern konnte. In dem Theater ließ er sich dann gefallen zu sehen, wie es seinen Dichtern gelang, der ländlichen Muse Latiums, die ihren Ursprung und ihr Wesen nicht recht auf der Bühne verläugnen konnte, (33) die Maske und den Dolch der griechischen Melpomene anzupassen. Doch war das nicht das liebste und kein eigenthümliches Vergnügen des Römers. Die zartern Empfindungen und der feinere Geist der Griechen konnten diese Nerven von Stahl nicht so leicht erschüttern; sie bedurften mehr kräftiger Reizmittel. Das Amphitheater, wo Löwe und Tiger kämpften, wo Schaaren blutiger Gladiatoren ein lebendiges Bild der Schlacht gaben, die jeder schon erlebt hatte, oder noch zu erleben gedachte — das reizte, das gefiel, das rief den Donner des Beifalls hervor und die Stille der Erwartung; da ward Gnade dem tapfern Kämpfer, wenn er auch schon verwerflicher Sklave war, und Todesstoß dem Feigen. Solche Schauspiele waren zwar häufig, aber doch nicht täglich. Zur täglichen Unterhaltung hatte der römische Bürger sein Marsfeld (Campus Martius), denselben Platz, wo er auch bei der Volksversammlung in seiner Centurie stimmte.

Da auf dieſer weiten Ebene an dem Ufer der Tiber, da turnte und ſpielte die römiſche Jugend und durchſchwamm rüſtig den Fluß; da wandelten die Männer und fanden dort Geſellſchaft, Geſpräch und mancherlei zu ſchauen. Auch die öffentlichen Bäder galten für das Volk, wie bei den Griechen, als Vereinigungspunkte und Plätze der Unterhaltung; noch mehr kann dieß geſagt werden von den Thermen, jenen großen prächtigen Gebäuden, welche Bäder, Spaziergänge, Säle, Gärten und Bibliotheken enthielten. Wozu hätte alſo der Römer noch andere Unterhaltungen aufſuchen, und ſich in die engen Mauern einer Trinkſtube einſchließen ſollen?

So waren die Verhältniſſe in dem ältern und republikaniſchen Rom. Bemerkenswerth es, wie in den folgenden Kaiſerzeiten, als die öffentliche politiſche Thätigkeit aufhörte und die Menſchen keine wichtigern und edlern Gegenſtände der Unterhaltung und täglichen Beſchäftigung mehr hatten, das Beſuchen der Wirthshäuſer häufiger wurde, ſo daß nun, nicht wie ehemals nur Sklaven und Leute der niedrigſten Klaſſe, ſondern auch Leute von feinerer Bildung und aus den höhern Ständen in ſolchen Häuſern Unterhaltung ſuchten und fanden. Die geringe Achtung jedoch, in welcher die Wirthe und ihr

Geſchäft ſtanden, hörte dadurch nicht auf, ſondern wurde vielmehr auch in dieſer ſpätern Zeit ſogar durch eigne geſetzliche Beſtimmungen, wie wir ſchon oben bemerkt haben, kund gegeben. Als Andeutungen dieſer veränderten Stellung der Wirthshäuſer mögen folgende Notizen dienen. Von Claudius und Nero weiß man, daß ſie häufig ſolche Häuſer beſuchten. Allerdings waren beide tolle und ausſchweifende Charaktere; indeſſen wären auch tolle und ausſchweifende Charaktere in frühern Zeiten nicht gerade darauf verfallen. Ferner das unten mitzutheilende Gedicht, das man dem Dichter Virgil, aber fälſchlich zuſchreibt und welches in eine ſpätere Zeit gehört, zeigt daß ſolche Häuſer auch für feinere Gäſte eingerichtet waren. Auch rechtfertigt dieſe Anſicht der Ton, in welchem Kaiſer Hadrian in einem ſcherzhaften Gedicht an Florus von ſolchen Unterhaltungen ſpricht. Der Geſchichtſchreiber Spartianus hat uns die Verſe erhalten (34). Florus hatte nämlich dem Kaiſer geſchrieben:

Cäſar möchte ich nicht werden:
Möcht' nicht wandern durch Britannien,
Möcht' nicht Scythiens Fröſte leiden.

Darauf erwiederte ihm dieſer:

Florus möchte ich nicht werden:
Möcht' nicht wandern durch die Schenken
Möcht' nicht in den Kneipen ſtecken
Und von dicken Fliegen leiden.

Nebſt dem hier beigebrachten finden ſich bei ſpätern lateiniſchen viele einzelne Anſpielungen und Züge zerſtreut, aus welchen hinreichend hervorgeht, daß ſolche Häuſer damals weit mehr in dem öffentlichen Leben hervortraten, als früher. (35)

Indeſſen war doch auch in den frühern römiſchen Zeiten an dieſen Anſtalten kein Mangel, und ſie wurden nicht unfleißig benützt von Sklaven, von Leuten der niederſten Volksklaſſe, von Schlemmern und Trinkern, von Fremden, welche gerade keine gaſtfreundſchaftlichen Verbindungen hatten. Was ſich von den einzelnen Arten derſelben, von ihrer Einrichtung und von dem Leben und Treiben in ihnen ſagen läßt, wird ſich am bequemſten an eine Aufzählung der verſchiedenen Benennungen ſolcher Häuſer anreihen. Wir fangen mit derjenigen an, welche am deutlichſten den Zweck der Gaſthöfe ausſpricht. Dieſe iſt: diversorium, Einkehr, Herberge für Fremde. Ohne Zweifel wurde hier nicht blos für Wohnung, ſondern auch für die übrigen Bedürfniſſe geſorgt. Die

Hauptbestimmung war aber wohl zunächst nur auf die auswärtigen, auf fremde Gäste, nicht auf einheimische gerichtet. In späterer Zeit hießen solche Herbergen auch stabula. Die beiden jetzt anzuführenden Benennungen bezeichnen Häuser, in welchen wohl auch Fremde aufgenommen wurden, welche aber auch zugleich und vorzugsweise Trinkstuben und Garküchen, überhaupt Belustigungsörter für die Einheimischen waren. Wir meinen die Cauponen (caupona, copona) und Tavernen (taberna meritoria, vinaria). Caupo (copo) ist eigentlich bekanntermaßen ein jeder Kleinhändler oder Krämer. Es wird deswegen häufig der Gegenstand des Handels noch dazu genannt; und so heißt denn auch der Weinwirth Caupo vinarius, gewöhnlicher wird aber das Wort ohne allen Beisatz in derselben Bedeutung gebraucht. Diese Cauponen mögen nun im allgemeinen schlecht und dürftig genug eingerichtet gewesen seyn, was nach dem bisher bemerkten uns nicht befremden wird. Es konnte einem Reisenden aus den besseren Ständen nur sehr relativ da gefallen, wie Horaz irgendwo andeutet, (36) nur wenn er nach beschwerlichem Wege und bei schlechtem Wetter endlich hier Obdach und Ruhe fand. Wenn dieses bei den römischen Cauponen der Fall

war, um wie viel mehr muß es von denjenigen gelten, die auf dem Lande, oder in kleinen Städten waren? — Auch verkauften dieſe Wirthe Wein in kleinen Maaßen außer dem Hauſe. Davon machten aber nur die ärmſten oder ganz unordentlichen Haushaltungen Gebrauch. Für eine nur etwas bemittelte und geordnete Haushaltung galt es für ſchimpflich keinen eigenen Wein vorräthig zu haben. Es wird dieſes ausdrücklich an mehreren Stellen der Alten bemerkt. Wir führen hier nur eine an, weil dieſe zugleich zeigt, was alles zu einer angeſehenen und wohlverſehenen römiſchen Haushaltung gehörte. Sie iſt aus einer Rede Cicero's gegen Piſo, worin er dieſem ſeinem Feinde ſeine gemeine Schwelgerei und zugleich ſeine armſelige und unordentliche Wirthſchaft vorwirft. (37) «In ſeinem Hauſe iſt kein Silbergeſchirr; nur ganz große Becher, und zwar, damit er nicht ſeine Landsleute zu verſchmähen ſcheint, von denen aus Placentia. Auf ſeinem Tiſche ſieht man keine Auſtern, keine Fiſche, nur große Stücke ſchlechtes Fleiſch. Schmuzige Sklaven warten da auf und darunter ſogar alte Männer. Bei ihm iſt der Koch und Bedienter in einer Perſon; er hat keinen eigenen Bäcker, keinen Keller. Brod und Wein

kauft er von dem Krämer und aus der Schenke. —

Was für Vergnügen und Freuden in einer ſolchen Schenke dem Gaſt zu Gebot ſtanden, das mag eine römiſche Schenkwirthin ſelbſt uns erzählen. Bekanntlich iſt unter den kleinen Gedichten, die dem Virgilius zugeſchrieben werden, auch eines mit der Ueberſchrift: die Wirthin (Copa), das eine durch Darſtellung aller Annehmlichkeiten motivirte Einladung enthält. Man muß ſich die reizende Wirthin vorſtellen vor dem Hauſe mit Geſang und Tanz die Gäſte anlockend. Dabei darf man aber nicht vergeſſen, daß die Schilderung, wie natürlich, etwas durch die Poeſie idealiſirt iſt. Wir theilen das artige Gedichtchen in folgender Ueberſetzung mit.

Die Wirthin. (38)

Syriſche Wirthin geſchmückt, um das Haupt die griechiſche Binde,
Und zu der Schellen Getön zierlich bewegend den Leib,
Tanzt in trunkenem Muth vor der wohlbekannten Taverne
Schlagend mit wechſelnder Hand lärmender Stäbe Gefüg:

„Wozu frommet es jetzt auf staubiger Straße zu reisen?
Wie viel lieblicher ist's, trinken auf schwellendem Sitz.
Hier im Garten hast du Ros', Becher, Saiten und Flöte
Und eine Laube dabei schattig von Reben umrankt.
Hier der Springe Getön, süß schwätzend in ländlichen Weisen,
Wie man je sie getönt auf der arkadischen Flur.
Hier ist Wein aus gepichetem Faß erst eben gezogen;
Seinen erfrischenden Trunk beut auch ein murmelnder Bach.
Auch sind Kränze für dich aus Safran und Veilchen gewunden,
Wo goldfarbiger Schein purpurne Rosen umglänzt.
Liebliche Nymphen, erfrischt durch des Stroms jungfräuliche Welle,
Bringen in zierlichem Korb auch noch der Lilie Schnee.
Hier sind Käse für dich auf Hürden von Binsen getrocknet,
Hier sind Pflaumen, so süß, wie sie der Herbst nur gebracht.
Und Kastanien auch und hold erröthende Aepfel:
Ceres weilet bei uns Amor und Bacchus zugleich.
Auch Maulbeeren sind da, blutroth, schwerhängende Trauben,
Bläuliche Gurken, die sich drängen aus Korbes Geflecht.
Unsere Hütte beschützt mit der Sichel bewaffnet Priapus:

Doch schamhaftigen Blick schrecket nicht seine Gestalt.
Drum, o Wanderer, komm, sieh, wie dein Eselchen schwitzet:
Schone das Thierchen mir doch, welches selbst Vesta beschützt.
Laut am heißen Mittag schrillt jetzt die Cikade im Garten,
Und an schattigem Ort ruht die Lacerte versteckt.
Bist du klug, so lagre dich her, laß Gläser kredenzen,
Oder auch wenn dir's beliebt, Becher von hellem Krystall.
Nun denn wohlan, so pflege der Ruh im Schatten der Reben,
Um das ermüdete Haupt binde die Rose zum Kranz.
Komme mein lieblicher Freund und koste die Lippe des Mädchens:
Fort zum Henker, wer jetzt zeiget ein grämlich Gesicht.
Willst zum Leichengepräng du sparen die duftenden Kränze?
Erst zum Schmucke des Sargs brauchen den blumigen Schmuck?
Wein und Würfel herbei: zum Henker, wer sorget für Morgen!
„Lebet!“ so mahnt uns der Tod, „Lebet! Ich komme gar bald.“

Der andre Name für die Schenken war, wie wir schon oben bemerkten, taberna, ein Name, der sich in den neuern Sprachen erhalten hat. Wie caupo und cauponari ursprüng-

lich allgemein von jeder Art des Kleinhandels gebraucht wird, ebenso bezeichnet dieses Wort in dem frühern Sprachgebrauch einen jeden öffentlichen Laden, worin Waaren gefertigt, oder solche schon fertige zum Verkauf ausgeboten werden. (39) Erst später verstand man unter taberna ohne allen Zusatz ausschließlich eine Weinschenke. Die taberna war eben der Laden des Caupo.

Nun gab es aber auch solche Häuser, welche sich vorzüglich mit dem Verkauf von zubereiteten Speisen beschäftigten, wie unsere Garküchen und Speisehäuser. Dieß waren die Popinen (popinae) ebenfalls meistens nur von Sklaven und der niedern Volksklasse besucht. Horaz, in einem an den Oberknecht seines Landgutes gerichteten Brief, (40) bezeichnet darum auch die Popine als ein Paradies für solche Sklaven, die nur so zuweilen von dem Lande in die Stadt kommen. Sie waren meistens auf öffentlichen Plätzen, in der Nähe des Cirkus und solcher Gebäude. (41) Wenn es in den Wirthshäusern der Griechen und Römer überhaupt nicht besonders sittlich zugieng, und auch noch für andere sinnliche Freuden gesorgt wurde, als man da suchen sollte, so muß dieses von den Popinen ganz besonders gelten. Sie werden

deswegen gewöhnlich in Verbindung mit den Wohnorten des Lasters, oder selbst als solche genannt. Jede Verminderung der Popinen und ihrer Inhaber, (popinarii,) war darum ein Gewinn für die öffentliche Moral. Von dieser Ueberzeugung muß auch der Kaiser Alexander Severus druchdrungen gewesen seyn. (42) Denn als einmal unter seiner Regierung Christen einen öffentlichen Platz zu ihren Zwecken verwendet hatten, und nachher aber eben solche saubern Wirthe Ansprüche auf denselben Platz machten und sich beklagten, so rescribirte er: die Christen sollten den Platz behalten; denn, sie möchten auch noch so schändlichen Aberglauben treiben, so sey es doch nicht so arg, wie wenn die popinarii da wirthschafteten. — Ein noch mehr verrufener Name für solche Häuser ist ganeum (ganea).

Die Erwähnung des kaiserlichen Ausspruches gegen die Popinen erinnert uns daran, noch anzuführen, was etwa für gesetzliche und polizeiliche Bestimmungen in Betreff der Wirthshäuser galten. Eine so genaue Scheidung und Abgränzung der verschiedenen Arten der Wirthshäuser und eine so genaue polizeiliche Aufsicht sowohl darüber, als über alles andere was sie betrifft, scheint in dem alten Rom nicht statt

gefunden zu haben. Doch ſtanden ſie unter der Aufſicht der Aedilen. (43) Es gehörte dieß zu der Aufſicht über die Lebensmittel und deren Verkauf, über Maaß und Gewicht und anderes der Art, was dieſen Magiſtraten zukam. Darum ſind es auch die Aedilen, welchen der Kaiſer Tiberius die Ausführung einer Verordnung übertrug, wodurch die Popinen eingeſchränkt werden ſollten. Es wurde darin befohlen, es ſollten da keine Backwerke, Kuchen und ſolche Leckerbiſſen mehr verkauft werden. (44) Auch hatten die Aedilen darauf zu ſehen, daß man in keinen andern Häuſern Speiſen verkaufte, als in den Popinen. Das liegt in der Natur der Sache; es geht aber auch aus einer Stelle des Suetonius in der Lebensbeſchreibung des Claudius hervor. (45) Dort wird nämlich als ein Beiſpiel der tollen und ſeltſamen Streiche dieſes Kaiſers angeführt, er habe einmal einen Senator verbannt, blos deswegen weil ihm eingefallen ſey, dieſer Senator habe einſt in frühern Jahren als Aedil Leute des Claudius und ſogar ſeinen Haushofmeiſter geſtraft, weil ſie gegen das Verbot gekochte Speiſen verkauft hatten. Aus Verdruß über dieſen Vorfall nahm er noch überdieß dieſes Aufſichtsrecht den Aedilen ganz weg. (46) Es wird nicht bemerkt,

wer dieß Geschäft nach den Aedilen erhielt, so daß die Wirthshäuser damals einer ungebundenen Freiheit genossen zu haben scheinen. Wahrscheinlich gab das zu manchen Unordnungen Veranlassung, so daß die Sache noch einmal im Senat zur Sprache kam. Da nahm sich aber die seltsame Majestät dieser Häuser an, und rief unter den versammelten Vätern aus: « Wer kann ohne die Leckerbissen des Wirthshauses leben? » Und dann fieng er an zu erzählen, wie es ehemals in den Schenken so vollauf zugegangen sey, und daß er in jüngern Jahren sich selbst immer dort seinen Wein geholt hätte. (47) Sein Nachfolger Nero hatte sich auf seinen nächtlichen Streifereien und sonst in solchen Häusern wohl auch viel umhergetrieben; (48) indessen erließ er dennoch eine Verordnung des Inhaltes: es sollte in den Popinen nichts anderes von gekochten Speisen als nur Gemüße von den Wirthen den Gästen gegeben werden dürfen. (49) Vorher konnte man die Speisen nach Belieben wählen. Ohne Zweifel wird dieses doch nicht so ernst gemeinte Bemühen die Wirthshausbesucher zu größerer Mäßigkeit zu bringen nicht von besonderm Erfolg gewesen seyn, und diese Verordnung kam wohl bald in Vergessenheit. Von

andern gesetzlichen Bestimmungen in Betreff des Rechtsstandes der Wirthe war schon im Anfange dieses Aufsatzes die Rede.

Als Resultat der bisher gegebenen Darstellung möchten wir den Gedanken aufstellen, den wir schon oben einigemal berühren mußten: Bei uns sind die Wirthshäuser nicht blos für die niedersten Klassen der Gesellschaft, sondern auch für einen großen Theil des Mittelstandes Vergnügungsörter, zugleich aber auch sind sie die Plätze, wo Stadt- und Staatsangelegenheiten mit einer gewissen Oeffentlichkeit besprochen werden, und im täglichen Verkehr ist für unser Publikum hier fast die einzige Gelegenheit öffentlicher Reden und Gegenreden über solche Gegenstände. Das Alterthum dagegen hatte einmal größere, schönere, würdigere Gelegenheiten öffentlicher Unterhaltungen und Vergnügungen, und durch seine Staatsformen den, wenn auch gefährlichen, aber beneidenswerthen Vorzug einer allgemeinen, gesetzmäßigen öffentlichen und mündlichen Theilnahme der Staatsbürger an der Verwaltung ihres Staates. So konnten jene alten Griechen und Römer die bisher beschriebenen Häuser wohl den Sklaven, dem Pöbel und der ausschweifenden Rohheit zur ausschließlichen Benützung überlassen.

Anmerkungen.

(1) Eine besondere Abhandlung über diesen Gegenstand ist mir nicht bekannt. Einzelne Stellen findet man zusammengehäuft bei einigen Commentatoren, in allgemeinen Werken über griechische und römische Antiquitäten, und in Abhandlungen über andere Gegenstände, welche mit diesem verwandt sind. Wir wollen von diesen dreierlei Hilfsmitteln diejenigen anführen, welche noch die meisten Materialien liefern. Casaubon. ad Theophrast. Char. cap. 6. p. 87. Ed. Fisch. Gothofred. ad Cod. Theodos. IX, 7, 1. Tom. p. 60. Ed. Ritter. Turneb. Advers. XIV, 5. Potter Archeolog. Gr. IV, 21. Pitisci Lex. antiquitat. roman. s. vv. Caupo. Caupona Tom. I. p. 384. Diversorium. Tom. II. p. 55. Tomasin. De tesseris hospitalitatis cap. 29. Tom. IX. p. 278. Thesaur. Gronov. Ed. Lugd. Stuck. Antiq. conviv. I. 28. Wernsdorf. ad Virgil. Copam. Poet. minor. Tom. II, p. 258. Es finden sich bei den genannten Verfassern in ihren Angaben hie und da kleine Irrthümer und Unrichtigkeiten mit deren Berichtigung wir weder uns, noch den Leser hier behelligen wollen. Nur das sey bemerkt, daß Pitiscus an der einen Stelle (s. v. caupona) eine Stelle des Dionysius ganz falsch versteht, und sie daher auch irrig anführt, um zu beweisen, die Reisenden hätten in den früheren Zeiten des alten Italiens eigene Zelte mit sich geführt. Es heißt nämlich dort (Dionys. Halic. VIII, cap. 22 Tom. III. p. 1508.

1508. Ed. Reisk.) *κατασκηνοῦν* offenbar nur überhaupt ſich aufhalten, nicht aber ein Zelt aufſchlagen.

(2) Um anzudeuten, was für Punkte hier herauszuheben ſind, und wie wir überhaupt den Gegenſtand behandeln möchten, erinnern wir nur an die intereſſante Beſchreibung des Tabard-Inn zu London, welche Waſhington Irving in ſeinen Charakteren neulich gegeben hat. Th. II. S. 167. nach der Ueberſetzung von Spiker.

(3) Odyſſee IV, 1—67.

(4) Odyſſee VI und VII.

(5) Odyſſee VIII, 164.

(6) Ilias XVIII, 590.

(7) P. 1849. Ed. Roman. — Hesiod. O. et D. v. 493.

(8) Suidas ſ. v. *λέσχη*. Tom. II. p. 431. Ed. Kuster. *τὸ δὲ παλαιὸν αἱ κάθεδραι καὶ οἱ τόποι ἐν οἷς εἰώθεσαν ἀθροιζόμενοι φιλοσοφεῖν λέγεσαι ἐκαλοῦντο.* An derſelben Stelle des Lexikographen werden Gedichte des Heraklides Ponticus angeführt mit dem Namen: Leſchen. Vrgl. Böttiger's Ideen zur Archäologie der Mahlerei. S. 296. 303.

(9) Suidas l. l. Harpocration ſ. v. *λέσχαι* p. 185. Ed. Manſsac. *Κλεάνθης ἐν τῷ περὶ Θεῶν ἀπονενεμῆσθαι τῷ Ἀπόλλωνι τὰς λέσχας φησίν* — *καὶ παρ' ἐνίοις τὸν θεὸν Λεσχηνόριον ἐπικαλεῖσθαι.* Ibiq. Manſsac. Comment. p. 207.

(10) Polluc. Onomast. IX, 5, 49. p. 1013. Ed. Hemſterhus. wo ſie in Verbindung mit Schenken genannt werden: *ἐκ δὲ τῶν τῆς πόλεως μερῶν καὶ*

λέσχαι, καὶ πίθωνες, ὡς Εὔπολις ὠνόμαζε, καὶ δινῶνες ὡς Ξενοφῶν.

(11) Meursii miscell. Lac. IV, 16.

(12) Procl. ad Hesiod. O et D. 493.

(13) Plutarch. Lycurg. cap. 27. Vrgl. Manſo's Sparta Th. I. S. 159.

(14) Manſo Th. I. S. 100.

(15) Manſo Th. II. S. 110.

(16) Aristotel. Rhetor. III, 10. p. 186. Ed. Reiz.

(17) Charact. cap. VI.

(18) Isocrat. Areopag. p. 350. Ed. Wolf.

(19) Aristoph. Lysistr. v. 467.

(20) Athenaeus. lib. XIII. p. 237. Ed. Ald.

(21) Suidas, s. v. κάπηλος. T. II. p. 123. Ed. Kuster.

(22) Polluc. Onom. VII, 3, 16. p. 696. Ed. Hemsterh. Οἱ μὲν δὴ πάντα πιπράσκοντες καλοῖντ' ἂν πανδακεῖς, καὶ πανδοκεύτριαι, καὶ τὸ χωρίον, πανδοκεῖον· καὶ τὸ πρᾶγμα, πανδοκεύειν, καὶ πανδοκεία.

(23) Aristot. Problem. X, 14. p. 101. Ed. Duval. Die Stelle iſt etwas dunkel. Er fragt nämlich nach den Urſachen der Kleinheit einzelner menſchlicher Individuen und giebt dann zwei Urſachen an: Mangel hinreichender Ernährung und mechaniſche Hinderniſſe bei dem Fötus. (δύο δὴ τὰ αἴτια· ἢ γὰρ ὁ τόπος ἢ ἡ τροφή). Dann fährt er fort: ὅσοις μὲν οὖν ὁ τόπος αἴτιος, οὗτοι πυγμαῖοι γίγνονται. τὰ μὲν γὰρ πλάτη καὶ τὰ μήκη ἔχοντες γίγονται κατὰ τὸ τῶν τεκόντων μέγεθος, μικροὶ δὲ ὅλως. τούτου δὲ αἴτιον, ὅτι διὰ τὴν στενότητα τοῦ τόπου συγκλώμεναι αἱ εὐδεῖαι, καμπύλαι γίγνονται. ὥσπερ οὖν οἱ ἐπὶ τῶν καπηλίων γραφόμενοι

μικροὶ μέν εἰσι, φαίνονται δ ἔχοντες πλάτη καὶ βάθη, ὁμοίως συμβαίνει καὶ τοὺς πυγμαίους. Der Ausdruck: „wie die an den Schenken gemahlten Figuren“ (ἐπὶ τῶν καπηλίων γραφόμενοι) könnte allerdings auf die Meinung führen, als wäre von Bildern an Schenken die Rede, welche nach irgend einer optiſchen Täuſchung die angegebene Eigenſchaft hätten. Allein jetzt nachdem ich die Stelle noch einmal anſehe, ſo zweifle ich nicht daran, daß man καπηλίων emendiren müſſe durch καμπύλων. Ariſtoteles will folgendes ſagen: die Zwerge werden zum Theil ſchon als Fötus durch mechaniſche Hinderniſſe gebildet, indem die gerade Länge des Körpers ſich nicht in die Höhe ausdehnen kann, ſondern gleichſam umgebogen wird, wobei dann der Körper ſich nur in Dicke und Breite ausdehnt. Nun fährt er fort: es iſt damit eben ſo, wie mit den Figuren, die auf eine gekrümmte Fläche ihrer Breite nach, z. B. auf eine Walze, gezeichnet ſind und ebenfalls keine Ausdehnung nach der Länge, ſondern nur nach den übrigen Dimenſionen zulaſſen.

(24) Ueber das erſtere kann man vergleichen Villoison. Prolegon. ad Schol. Hom. pag. 2 über den ausgeſteckten Buſch oder Kranz. Aristoph. Plut. v. 1055 und daſelbſt die Ausleger.

(25) Hesperus 1823. Novemb.

(26) Aristoph. Plut. v. 1121.

(27) Ebend. v. 338.

(28) In einem Reſcript des Kaiſer Conſtantin wird dieſes dahin modificirt, daß die Frau des Wirthes und die Inhaberin eines Wirthshauſes (domina cauponæ) wie eine andere rechtliche Frau angeſehen werden ſollte, im Falle ſie nämlich nicht ſelbſt den Gäſten aufwartete. Hingegen eine jede Aufwärterin des Wirthshauſes

(ministra) ſo wie eine jede Wirthin, die zugleich ſelbſt aufwartete, wurde fortwährend vor Gericht ſo ungünſtig angeſehen, und die Beſtimmungen und Strafen wegen Ehebruch fanden bei ihnen keine Anwendung. Das Reſcript iſt aufbehalten in dem Cod. Theodos. Lib. IX. Tit. VII. l. 1. pag. 60. Ed. Ritter. Daß vor Conſtantin ein ſolcher Unterſchied zu Gunſten der domina cauponae durchaus nicht gemacht wurden, zeigen die Stellen, welches Gothofredus zu dieſem Geſetze beibringt.

(29) Cod. Theodos. Lib. VII. Tit. 13. l. 8. Tom. II. p. 383. Ed. Ritter. Inter optimas lectissimorum militum turmas neminem e numero servorum dandum esse decernimus: neve ex caupona ductum, vel ex famosarum ministeriis tabernarum etc.

(30) Ich habe dafür keine poſitiven Beweiße, aber ich ſchließe es daraus, weil ich unter den vielen Inſchriften, ſo wie auch unter den Stellen der alten Schriftſteller, welche einzelner Collegia erwähnen, vergebens die Erwähnung einer Zunft der Wirthe geſucht habe.

(31) Die Nachweiſungen über dieſes Verhältniß ſ. in Creuzers Abriß der römiſchen Antiquitäten. § 96. S. 93.

(32) Vergl. Liv. XLV, 20. Postquam consulti ab Marco Junio consule patres, stantibus in comitio legatis, an locum, lautia, senatumque darent, nullum hospitale ius in iis servandum censuerunt; egressus e curia Consul, pronuntiat: sociis et amicis et alia comiter atque hospitaliter praestare Romanos et senatum dare consuesse: Rhodios non ita meritos eo bello, ut amicorum sociorumve numero habendi sint. Ebendaſelbſt cap. 22. ſagen die nämlichen Geſandten der Rhodier,

von denen in der vorigen Stelle die Rede iſt: Antea... ex publico hospitio in curiam gratulatum vobis.... veniebamus: nunc ex fordido diversario vix mercede recepti.

(33) Horat. Epist. II, 1, 156.

Graecia capta ferum victorem cepit et artes
Intulit agresti Latio: —
— — sed in longum tamen aevum
Manserunt, hodieque manent vestigia ruris.

(34) Ael. Spartian. in Hadrian. cap. 16. Floro poetae scribenti ad se,

Ego nolo Caesar esse
Ambulare per Britannos
Scythicas pati pruinas:

rescripsit:

Ego nolo Florus esse,
Ambulare per tabernas,
Latitare per popinas,
Culices pati rotundos.

Für die Freunde der vaterländiſchen Geſchichte bemerke ich, daß ſich von dieſen kleinen Gedichten eine Nachahmung findet in den Verſen, welche Friedrich der Siegreiche, Kurfürſt von der Pfalz, mit Matthias von Kemnat, ſeinem Geſchichtſchreiber, wechſelte. S. Kremer's Geſchichte des Kurfürſten Friedrich des Erſten. Th. I. S. 522. Anmerk. 2.

(35) Dahin gehörte z. B. die luxuria popinalis bei Apulejus Metamorphos. B. VIII. am Anfang S. 232. nach der Ausgabe in usum Delph., die bei mancher Charakterſchilderung und Erzählung in dieſem Roman vorkommt.

(36) Horat. Epist. I, 11, 12.

Sed neque, qui Capua Romam petit, imbre lutoque
Adspersus, volet in caupona vivere.... etc.

(37) Cic. Orat. in Pison. cap. 27. Toreuma nullum, maximi calices, et hi, ne contemnere suos videatur, Placentini; exstructa mensa non conchyliis aut piscibus, sed multa carne subrancida. Servi sordidi ministrant, nonnulli etiam senes. Idem coquus, idem atriensis, pistor domi nullus, nulla cella: panis et vinum a propola atque de cupa.

(38) Den Theil des Gedichtes von V. 5. bis zum Schluſſe kann man doch wohl nicht anders auffaſſen, als von der Wirthin ſelbſt geſagt oder geſungen, wenn ſchon Heyne anderer Meinung iſt. Außerdem daß der Inhalt der Verſe für dieſe Anſicht ſpricht, kommt damit ſehr gut überein die Sitte ſolcher reizenden Wirthinnen. Denn gerade ſo pflegten ſie ſich zu benehmen: ſie ſtanden an der Thüre und ſuchten durch zärtliche Blicke, Geberden und Worten die Vorübergehenden hereinzulocken. Dieſes Vorſpiel gleichſam muß für Freunde ſolcher Vergnügen beſonders reizend geweſen ſeyn. Man kann das wenigſtens aus folgender Stelle des Suetonius ſchließen, wo er von den Unterhaltungen des Nero ſpricht (Nero cap. 27.): Quoties Ostiam Tiberi defluueret, aut Baianum sinum praeternavigaret, dispositae per litora et ripas diversoriae tabernae parabantur, insignes ganea matronarum institorio, copas imitantium, atque hinc inde hortantium, ut appelleret. Ueber dieſe Sitte ſolcher leichtfertigen Bewohnerinnen der Schenken bringt noch mehreres bei, Caſaubon zu der eben angeführten Stelle und zu Theophraſt's Charakteren XXVIII. p. 239. Ed. Fischer. Daß ſie in ihren Bewerbungen oft nicht unglücklich waren, in den ſpätern Zeiten wenigſtens, wo ſolche Häuſer, wie bemerkt, auch von angeſehenern Leuten nicht verſchmäht wurden, zeigt unter andern auch ein Geſetz des Kaiſer Conſtantinus, welches da-

gegen gerichtet iſt. Cod. Justin. Lib. I. Tit. 27. De naturalibus liberis. pag. 299. Corp. Jur. Spangenberg. Senatores seu perfectissimos, vel quos in civitatibus duumvirilitas, vel sacerdotii, id est Phœniciarchiae vel Syriarchiae ornamenta condecorant, placet maculam subire infamiae, et alienos a legibus Romanis fieri, si ex ancilla, vel ancillae filia, vel liberta vel libertae filia, vel scenica vel scenicae filia, *vel tabernaria vel tabernariae filia*..... susceptos filios in numero legitimorum habere voluerint. Dennoch ſoll Konſtantins Mutter, Helena, ſelbſt eine ſolche tabernaria oder copa geweſen ſeyn. Die angeführte Verordnung wurde ſpäter von Juſtinian wieder aufgehoben. Novell. LXXXIX. Cap. 15. p. 372. Ed. Spangenb. Was den Verfaſſer des überſetzten Gedichtes betrifft, ſo ſtimmen die Kritiker darin überein, daß ſie es alle dem Virgilius abſprechen. Man hat auf verſchiedene Namen gerathen: mehr konnte man nicht. Man ſollte ſich nun zwar ein Gewiſſen daraus machen, ſolche unbegründete Vermuthungen, deren die Kritiker ſchon ſo viele geliefert haben, noch zu vermehren; allein ich kann dennoch hier den Gedanken nicht unterdrücken, daß die oben aus Spartianus mitgetheilte Stelle Veranlaſſung geben kann, auf den dort genannten Dichter Florus, als den Verfaſſer zu rathen. Es wäre wenigſtens ſehr natürlich, daß ein wirthshausliebender Dichter den Ort ſeiner Unterhaltung beſänge. Auch weichen die wenigen Fragmente ſeiner Gedichte, die noch übrig geblieben ſind, in Geiſt und Ausdruck von unſerm Gedichte nicht ſehr ab. S. Wernsdorf. Poetae lat. minor. Tom. III. p. 483. und Tom. VI. P. I. p. 181. Das an der zuletzt angeführten Stelle befindliche Epigramm enthält gleichfalls eine Aufforderung zum Lebensgenuß, wie das Ende der Copa in folgenden Verſen:

Venerunt aliquando rosæ. Proh veris amœni
Ingenium! una dies ostendit spicula florum,
Altera pyramidas, nodo maiore tumentes;
Tertia jam calathos: totum lux quarta peregit
Floris opus. Pereunt hodie, nisi mane legantur.

(39) Salmas ad Spartian. Hadrian. cap. 16.

(40) Horat. Epp. I, 14, 21:

— Fornix tibi, et uncta popina
Incutiunt urbis desiderium; video: et quod
Angulus iste feret piper, et thus, ocius uva;
Nec vicina subest vinum præbere taberna
Quæ possit tibi, nec meretrix tibicina, cuius
Ad strepitum salias terræ gravis. —

(41) Abram. ad Cic. orat. Pro Milone cap. 24. p. 177.

(42) Lamprid. Alexand. cap. 49.

(43) Lipsius ad Senecam de vit. beat. VII. p. 236.

(44) Sueton. Tiber. cap. 34. Dato Aedilibus negotio popinas ganeasque usque eo inhibendi, ut ne opera quidem pistoria proponi venalia sinerent....

(45) Sueton. Claud. cap. 38. — Scribam quaestorium, itemque praetura functum Senatorem inauditos et innoxios relegavit: quod ille adversus privatum se intemperantius affuisset; hic in aedilitate inquilinos praediorum suorum contra vetitum cocta vendentes multasset, villicumque intervenientem flagelasset. Das an dieſer Stelle bemerkte Verbot kann wohl ſo verſtanden werden, wie es oben im Texte des Aufſatzes genommen worden iſt; man könnte es aber auch auf das in der vorigen Note angeführte Verbot des Kaiſer Tiberius beziehen. Beides überſieht Erneſti zu dieſer Stelle des Suetonius und denkt nur an eine etwas

ſtrengere polizeiliche Aufſicht dieſes einzelnen Aedilen, ohne daß gerade ein allgemeines Verbot hier ſtatt gefunden hätte.

(46) Sueton. Claud. cap. 40. Sermonis vero rerumque tantam saepe negligentiam ostendit, ut nec quis, nec inter quos, quove tempore ac loco verba faceret, scire aut cogitare existimaretur. Quum de laniis ac vinariis ageretur, exclamavit in curia: Rogo vos, quis potest sine offula vivere? Descripsitque abundantiam veterum tabernarum, unde solitus esset vinum olim et ipse petere.

(47) Tacit. Annal. XIII, 25. L. Volusio, P. Scipione Coss. otium foris, fœda domi lascivia; qua Nero itinera urbis et lupanaria et diverticula, veste servili in dissimulationem sui compositus pererrabat.

(48) Sueton. Nero cap. 16. — interdictum, ne quis in popinis cocti præter legumina aut olera veniret, quum antea nullum non opsonii genus proponeretur.

Ueber die
Volkslieder der alten Griechen.

Das Lied ist der lebendige Keim, aus welchem die übrigen Gattungen der Poesie sich entwickeln. Seinem Wesen nach ist es lyrisch, aus seinem historischen Element entsteht die epische Poesie nach ihren verschiedenen Formen, deren Vollendung und Schluß das Drama ist. Das Lied, als das erste ausgedehnte und hervorströmende der poetischen Regung, läßt sich der Linie vergleichen; das Epos, als ausgebreitetes Aneinanderreihen von Gedanken, Gefühlen, Handlungen und Personen, der Fläche, und endlich das Drama, durch seine wechselseitige Durchdringung, seine Vollendung und feste Begränzung, dem Körper. Oder will man ein lebenvolleres Bild zur Erklärung des gegenseitigen Verhältnisses dieser drei Grundarten der Poesie, so mag das Lied als Keim und Wurzel gelten; das Epos in seiner Fülle und Unbegränztheit als Stamm mit Aesten, Zweigen und Blättern, bis das Gewächs in der Blüthe, welche durch die höchste Ausbildung und wechselseitige Beziehung der einzelnen Theile dem Drama entspricht, das Ziel seines Wachsthumes erreicht hat. Bei

keinem Volke läßt ſich dieſer naturgemäße und ſtetige Fortgang der Poeſie ſo deutlich nachweiſen, als bei den Griechen, weil eben bey keinem andern, wie überhaupt die geiſtige Bildung, ſo auch das poetiſche Element derſelben ſo ungehemmt und geſund von Anfang an ſich entwickelte und weil kein anderes mit ſo naturgemäßer und ruhiger Entfaltung alle Stadien des Volkslebens durchlief. Weil ferner dieſe Formen der Poeſie unmittelbar aus dem Volke ſelbſt nach und nach hervorgiengen in lebendigem organiſchem Zuſammenhang mit allen ſeinen übrigen Lebensäußerungen, ſo blieben ſie auch in ihrer höchſten künſtleriſchen Ausbildung der Geſammtheit immer noch nahe und befreundet. Das Epos, entſtanden aus den alten Götter- und Helden-Sagen, war freilich von Anfang an einem beſondern Sängerſtande, den Rhapſoden, zur Pflege anvertraut, aber lebte es dabei nicht auch im ganzen Volke fort durch allgemeine, lebendige Tradition jener Sagen und Geſchichten, durch Unterricht der Jugend, durch überall verbreitete, innige Theilnahme? Aehnlich verhielt es ſich mit dem Drama. Gehörte auch ein vor der Menge ausgezeichnetes Talent und eine beſondere Kunſtfertigkeit dazu, um Tragödien oder Komödien hervorzubringen,

ſo zeigt doch die ungemein große Zahl vortrefflicher Dichter in dieſer Gattung und die große Leichtigkeit des Produzirens, welch eine Fülle von poetiſcher Bildung auch nach dieſer Richtung hin in der Geſammtheit vorhanden war, was auch ſchon allein aus der bekannten Richtigkeit und Feinheit des Urtheils der Zuſchauer ſich ſchließen läßt. Was ja auch auf der Bühne dargeſtellt, geſagt und geſungen wurde, war eben wieder das nämliche, was in Ueberlieferungen, in Gebräuchen und Religionslehren, überhaupt im ganzen Leben des Volkes ſich lebendig erhalten hatte und von dem, was die Menge dachte und fühlte, durchaus nicht dem Weſen und der Art, ſondern nur dem Grade nach verſchieden. So iſt alſo die ganze griechiſche Poeſie im wahren und ſchönſten Sinn Volkspoeſie. Neben jenen ausgebildetern Kunſtformen dauerte dabei natürlicher Weiſe, wie bei einem ſo lebendigen und reichbegabten Volke nicht anders ſeyn konnte, das eigentliche Volkslied friſch und ungehindert fort in eben ſo mannigfaltiger Art und Geſtalt, als das menſchliche Leben und die verſchiedenen Beſchäftigungen und Stände der Menſchen ſind. Doch nur wenige Töne ſind davon bis zu uns durch die Jahrhunderte erklungen im Verhältniß zu dem

großen Reichthum an solchen Liedern, auf welchen die vielen noch übrigen Namen der einzelnen Arten schließen lassen. Wie konnte es auch anders geschehen? Sind so viele große poetische Werke verloren gegangen, welche gleich anfangs aufgeschrieben wurden und auf diese Weise eher dem Untergange entrissen werden konnten, warum sollte dieses Schicksal nicht um so leichter solche Lieder treffen, welche weniger durch Schrift als durch Gesang und Ueberlieferung fortlebten und mit dem Wechsel der Zeiten hervorsproßten und verwelkten? Von dem was uns noch übrig ist, soll hier eine kurze Uebersicht nebst einigen Proben gegeben werden: einer weitläufigeren Behandlung muß es vorbehalten bleiben, bei ausgeführter Darstellung und ohne die Menge von Nachweisungen zu scheuen, auch bloße Namen und kleinere Bruchstücke aufzunehmen und zu einem zusammenhängenden und lebendigen Ganzen zu verbinden.

Was die Seele zuerst aufregt und erhebt, die Religion, unter welcher Form sie sich zeigt, muß auch zuerst im Liede sich offenbaren. Die Griechen hatten eine Menge zum Theil uralter volksmäßiger Kirchenlieder und Lobgesänge auf einzelne Gottheiten. Der allgemeine Name für diesen ganzen Kreis ist Päan; doch galt er in

ſpäterer Zeit nur für eine einzelne beſtimmte Gattung deſſelben. Athenäus (1) ſtellt als charakteriſtiſche Merkmale des Päans in dieſem engern Sinn auf, daß er immer einen Gott zum Gegenſtand habe und dann die häufige Wiederholung des Ausrufes: Ἰὴ Παιάν. Dennoch führt er gleich darauf mehrere volksmäßige Päane an, welche zum Lobe berühmter Männer geſungen wurden, als: des ſpartaniſchen Lyſander, des erſten Ptolemäus von Egypten, des Antigonus und Demetrius. Ohne Zweifel geſchah dieß in einem ähnlichen Sinne, wie die lateiniſchen Dichter den Auguſtus den alten Göttern und Heroen beigeſellten, mit einer zwar ſichtbaren Schmeichelei, aber ganz im Einklang mit dem Volksglauben und der Volksanſicht der ganzen alten Welt, die alles Ausgezeichnete und Ungewöhnliche in unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen ſetzte. Aus dem hiſtoriſchen Theil jener alten Päane, wodurch der Urſprung und die Thaten der Götter und Heroen verherrlicht wurden, bildeten ſich ſolche Hymnen, wie die homeriſchen ſind, durch ihre Ausdehnung und kunſtreichere Abfaſſung dem Volksgeſang zwar entrückt, aber doch durch allgemeine Verſtändlichkeit und Theilnahme dem Volke angehörig. Durch Athe-

näus ist uns folgender Päan auf die Göttinn Hygiea aufbewahret worden, welcher nach einer Stelle des Maximus Tyrius zu schliessen, zur Zeit dieses Schriftstellers, (also gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts) noch ziemlich allgemein gesungen worden seyn muß. Als Verfasser wird genannt Ariphron von Sicyon.

Hygiea, der Göttinnen erste,
Laß mich wohnen bei dir,
So lang ich noch lebe.
Bleibe stets mir hold und gnädig:
Denn, wenn je uns Reichthum, wenn Kinder
Lust gewähren oder vielgepriesene
Königsgewalt und die süßen Schmerzen,
Die wir heimlich erjagen in Aphroditens Netzen;
Oder wenn je irgend Freude Gott den Menschen
Gab und Ruhe nach Arbeit:
Nur wo du bist selige Hygiea,
Blüh't dieß alles, glänzet der Anmuth Frühling;
Doch ohne dich ist niemand glücklich.

Von andern religiösen, volksthümlichen Liedern sind zwar häufige Nahmenserwähnungen vorhanden, (2) aber von ihnen selbst kaum einige Bruchstücke. Dahin gehört ein Hymnus, welchen die Frauen in Elis sangen zu Ehren des Dionysus, worinn derselbe unter dem uralten Symbol des Stieres genannt und angerufen wird. Plutarch hat uns den Anfang desselben erhalten. (3)

Komm' zu uns her, komm Dionysus
In den heiligen Tempel,
Gnadenvoll in den Tempel,
Schnellen Lauf's mit dem Stierfuß.
Heiliger Stier!
Heiliger Stier!

Wie lang diese Richtung des Volksgesanges sich erhielt und mit welcher Wirkung kann man daraus schließen, daß der bekannte Irrlehrer Arius seine Lehrsätze durch Volkslieder verbreitete (4) und zwar in der Form der durch ihre Ausgelassenheit berüchtigten Sotadischen Verse. Gerade so verfaßte man ja auch in neuern Zeiten bei uns und auch bei andern europäischen Nationen geistliche Texte zu Melodien weltlicher Lieder, um diese zu verdrängen.

Den Gesängen, worin das Volk den Schutz der Götter anrief und ihre Thaten pries, reihen sich jene Lieder an, worin die Geschichte und der Ruhm der Heroen, der alten Könige und Stammfürsten fortlebte. Bei allen Völkern ist dieß der Anfang und die Wurzel des Epos und der Geschichte. Solche Lieder läßt Homer den Achilles singen, wo er von dem Eintritt der Gesandten des Agamemnon erzählt:

Drinnen fanden sie ihn beim Spiel der tönenden Leier,
Wo er mit Herzenslust laut sang die Thaten der Männer.

Von dieſen alten Heldenliedern ſelbſt iſt uns keines übrig geblieben, aber die epiſchen und erſten hiſtoriſchen Erzeugniſſe, welche noch vorhanden ſind, beweiſen, wie kräftig und befruchtet dieſe Keime geweſen ſeyn müſſen. Auch ſolche Volkslieder hiſtoriſchen Inhalts gab es, welche nicht zu einem ganzen Kreis von Sagen gehörten, und deswegen zum Epos heranwuchſen, ſondern die nur eine einzelne Begebenheit poetiſch auffaßten und alſo unſern Romanzen oder Balladen entſprachen. Jedoch wurden ſie nicht leicht müßig geſungen, ſondern aus etwas Geſchehenem hervorgegangen, alſo auch an etwas geſchichtlich Fortdauerndes, an ein Feſt, an einen äußern Gebrauch geknüpft. Dahin gehört das Lied von der Erigone, welches an dem Coren- oder Schaukelfeſt geſungen wurde. Es hat ſich nicht erhalten, doch Urſprung und Inhalt deſſelben kennen wir noch. (5) Als nämlich Bacchus den Sterblichen ſeine Gaben mittheilte, kam er auch zu Ikarius und ſchenkte ihm einen Schlauch mit Wein, indem er ihm befahl auch Andere daran Theil nehmen zu laſſen. Da machte ſich Ikarius auf mit einem weinbeladenen Wagen in Geſellſchaft ſeiner Tochter Erigone und ſeines Hundes Mära und kam nach Attika. Dort gab

er Hirten von dem Wein zu trinken. Dieſe davon berauſcht, glaubten in ihrer Unwiſſenheit, Ikarius hätte ihnen Gift gegeben und erſchlugen ihn. Der treue Hund zeigte der Tochter an, wo der Leichnam des Vaters lag; im Uebermaß des Schmerzes erhängte ſie ſich an der nämlichen Stelle an einen Baum. Darüber erzürnte der Gott und machte die Töchter der Athenienſer wahnſinnig, daß ſie ſich auf die nämliche Art tödteten, bis endlich die Athenienſer, durch ein Orakel belehrt, die Hirten mit dem Tod beſtraften und ein Feſt ſtifteten, wobei man Seile an die Bäume befeſtigte und ſich ſchaukelte zum Andenken der unglücklichen Erigone, deren Leichnam ſich am Baume hin und her bewegt hatte; dann erſt wurde der Gott verſöhnt. So erzählt Hyginus (6) und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die einzelnen Umſtände der Erzählung aus dem Liede ſelbſt genommen ſind. Mehrere Namen von andern dahin gehörigen Liedern, von welchen ſonſt weiter nichts bekannt iſt, übergehen wir.

Unter den Liedern, welche nicht durch etwas einmal Geſchehenes bedingt ſind, ſondern durch wiederkehrende bedeutende Momente des Lebens, woran ſollte man zuerſt denken, als an die Lieder der Liebe? zum Unglück hat uns das

Schickſal von ſolchen Volksliedern beinahe Nichts übrig gelaſſen und doch kann kein Zweifel ſeyn, daß bei einem ſo lebenvollen und geſangreichen Volke gerade in dieſer Gattung die üppigſte Fülle vorhanden war. Ich rechne hieher, und wohl mit Recht, ein Lied, welches Ariſtophanes (7) ein Mädchen ſingen läßt, um einen Jüngling anzulocken:

Ach! wie iſt mir zu Muthe doch,
Weil meine Lieb' nicht kommet.
Allein ſitze ich hier und harr'
Unbewacht; Mutter iſt nicht im Hauſe.
Was ich will, ach! kann ich nicht ſagen.
Liebe Amme ich bitte
Ruf' doch Orthagoras zu mir her:
Sollſt wahrlich umſonſt mir es nicht thuen.

Darauf ſagt ihre Nebenbuhlerinn, als wie von einem bekannten Liede:

Jetzt ſingſt du gar
Die joniſche Weiſe.

Namen und Inhalt einiger andern hieher gehörenden Stücke lernen wir durch Athenäus kennen. (8) So gab es ein Lied, welches Romius hieß und eine Dichterin Eriphanis zur Verfaſſerin hatte. Daß es volksmäßig war, erhellt daraus, weil es an der angeführten Stelle unter andern Liedern aufgeführt wird, von denen dieſes ausdrücklich bemerkt iſt. Eri-

phanis liebte nämlich den Jäger Menalkas. Sehnsuchtsvoll folgte sie ihm überall nach durch Berge und Wälder so unermüdlich und von Liebe gequält, daß nicht nur die härtesten Menschen, sondern auch die wildesten Thiere ihren Schmerz theilten. Da dichtete sie ein Lied, eben jenen Nomius und sang es mit lauter jammernder Stimme umherirrend in der Einsamkeit. Athenäus führt aus einem ältern Schriftsteller nichts weiter als die paar Worte daraus an: «die hohen Eichen, o Menalkas!» Ein anderes Lied sangen in alten Zeiten die griechischen Frauen, welches Kalyke hieß und von dem berühmten Dichter Stesichorus herrührte. Athenäus weiß aus dem Werke des Aristorenus über die Musik folgendes davon zu berichten (a. a. O.) Die Jungfrau Kalyke liebte einen Jüngling mit der heißesten Leidenschaft, aber dabei mit einer reinen und ehrbaren Liebe. Vergebens hatte sie gehofft, seine Frau zu werden, und aus Verzweiflung über ihre unglückliche Liebe stürzte sie sich den Leukadischen Felsen herab.

Dem Eros folge Hymen: auch an seinem Feste ertönten Gesänge. Ton und Inhalt derselben kann man besonders nach zwei Stücken bemessen, die uns aus dem Alterthum noch übrig

sind. Das eine ist ein Hochzeitlied, welches Aristophanes Bauern singen läßt, (9) ohne Zweifel in Ton und Farbe den Liedern nachgebildet, welche vom Volke bei solchen Gelegenheiten gesungen wurden. An derber Natürlichkeit und frischer Sinnlichkeit fehlt es ihm wenigstens nicht.

Hymen, Hymenäus!
Du seliger nach Verdienst
Wirst du herrlich belohnt.

Hymen, Hymenäus!
Was jetzt mit ihr machen?
Was jetzt mit ihr machen?
Wir pflücken die Frucht,
Wir pflücken die Frucht.
Ihr denen es zusteht,
Ihr Männer, den Bräutigam
Holet herbei.

Hymen, Hymenäus!
Wohnt schön bei einander,
Nicht hadert, noch zanket,
Pflückt friedlich die Feigen.

Hymen, Hymenäus!
Sie eine starke, tüchtige Feige,
Er eine kleine, liebliche Feige.

Das andere Stück ist das Hochzeitlied unter den Theokriteischen Gedichten, (10) welches die spartanischen Mädchen vor dem Brautgemach des hohen Paares, des Menelaus

und der Helene ſingen. Doch iſt hier eigentlich nur die Volksſitte benützt zu einem kunſtreichern und höher organiſirten Gebilde.

Hymens Geſchenke ſind blühende Kinder: daher jetzt ein Wort von Wiegenliedern und Kinderliedern. Bei erſtern tritt wieder der beklagungswerthe Fall ein, daß wir von ſolchen Liedern, als von bekannten Dingen, reden hören, ohne daß uns die Zeit aus der vermuthlich nicht kleinen Anzahl derſelben einige vergönnt hätte. (11) Man führt als Beiſpiel eines Wiegenliedes gewöhnlich einige Verſe aus der 24. Idylle des Theokritus an. Dort wiegt Alkmene auf dem Schilde des Amphitryon den zehn Monat alten Herkules mit ſeinem Halbbruder Iphikles und ſingt:

Schlaft meine Kindlein! ſchlaft einen ſüßen, erwecklichen Schlummer,
Schlaft mein Leben! Ihr Brüderchen, treffliche Knaben!
Glücklich ſchlummert ein und glücklich erwachet am Morgen.

Die wenigen Zeilen athmen zwar im Original ungemein viel Natur und Gefühl, wozu der Charakter des doriſchen Dialekts das ſeinige beiträgt; indeſſen kann man es doch nicht wohl als volksmäßiges und häufig geſungenes Wiegenlied anführen.

Zu den Kinderliedern kann man ein treffliches Stück zählen, welches zu überraschenden Vergleichungen Stoff bietet; ich meine das Lied der Kinder auf Rhodus, das uns Athenäus aufbehalten hat. (12) Auf dieser Insel gingen beim Anfang des Frühlings die Kinder herum, trugen eine Schwalbe mit sich und sammelten Eßwaaren, indem sie das angeführte Lied absangen. Man nannte dieß schwalbeln (χελιδονίζειν), und der bekannte Kleobulus aus Lindus, einer der sieben Weisen, führte zuerst bei einer entstandenen Hungersnoth diese Sitte ein. In Bestimmung des Metrums bin ich dem Rezensenten von Besseldts Beiträgen zur Prosodie gefolgt, welcher mir unter den verschiedenen Metrikern diese Verse am einfachsten und natürlichsten abzutheilen scheint. (Jen. allg. Litt. Zeit. Decemb. 1814. Nro. 234.)

Die Schwalbe ist wieder,
Ist wieder gekommen,
Sie bringet den Frühling
Und liebliche Tage.
Weiß ist sie am Bauche,
Schwarz ist sie am Rücken.
Wie? giebst du nicht eine Feige
Uns aus dem reichen Haus?
Eine Schaale mit Wein,
Ein Körbchen mit Käs und Mehl?
Eiersemmelchen auch
Liebet die Schwalbe.

Nun ſollen wir was kriegen, oder ſoll'n wir gehn?
Dein Glück, wenn du uns gibſt, wir laſſen dich ſonſt nicht;
Wir ſchleppen dir die Thüre mit der Schwelle fort,
Oder auch die Frau, die drinnen ſitzt, die holen wir.
Klein iſt ſie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringſt du etwas, bringe nur recht viel und gut.
Mach' auf die Thür'; der Schwalbe mach die Thüre auf:
Nicht Alte ſind wir, ſind ja junge Knaben noch.

Ein älterer deutſcher Dichter, Prätorius, hat daſſelbe zwar nicht mit Beobachtung der Form, aber doch recht glücklich überſetzt. Die Herausgeber des Wunderhorns nahmen dieſe Ueberſetzung als ächtes deutſches Lied mit gutem Glauben in ihre Sammlung auf und überſchrieben es: «Bettelei der Vögel» (Bd. I. S. 161.); der Vergleichung wegen mag es hier einen Platz finden.

Es iſt kommen, es iſt kommen
Der gewünſchte Frühlingsboth,
So uns alles Leid benommen
Und die kalte Wintersnoth,
Welcher gute Stunden bringet
Und ein gutes Jahr bedinget.

Kommen iſt die liebe Schwalbe
Und das ſchöne Vögelein,
Deſſen Bauch iſt weiß und falbe,
Deſſen Rücken ſchwarz und fein.
Schauet, wie es rummer flieget
Und ſich bittend zu euch füget.

Wollet ihr nicht ſeyn gebeten
Und mit etwas Eſſelwaar,

Kommen hie herausgetreten
Zu uns, oder dieſer Schaar?
Gebt ihr aus des Reichen Haus
Nicht ein wenig Wein heraus?

Oder einen Korb mit Käſen,
Oder auch ein wenig Korn,
Daß wir wiederum geneſen,
Und uns quicken mit dem Born?
Weil die Schwalbe ohne Speiſen
Sich nicht laſſet abeweiſen.

Oder ſollen wir viel lieber
Euch die Thür und Pforte lähmen?
Oder ſollen wir hinüber
Steigen und die Jungfrau nehmen,
Welche, weil ſie klein zu nennen,
Wir gar wohl wegtragen können.

Oder wollt ihr euch beſinnen
Dennoch uns noch was verehren;
So kann ſie uns wohl entrinnen
Und ſich wenn ſie größer, wehren.
Laßt der Schwalb die Thür aufhalten,
Wir ſind Junge und nicht Alte.

Ueberraſchend ähnliches mit dieſer griechiſchen Frühlingsfeyer findet ſich in der deutſchen Kinderwelt. Auch bei uns kündigen die Kinder den Frühling an, dieſe Kinderzeit des Jahres, und unterlaſſen es nicht, nach geſunder Kinderart an Eſſen und Trinken dabei zu denken. Das Liedchen, welches in der Pfalz bei dieſer Gelegenheit geſungen wird, indem die Kinder mit Bändern

und Brezeln von Haus zu Haus gehen, ist ebenfalls im Wunderhorn aufgezeichnet (Bd. III. Kinderlieder S. 39). Schreiber dieses hat es auch auf folgende Art singen hören, abweichend von dem dort gegebenen, und zwar mit mehr rezitirendem als singendem Vortrag.

Strih, Strah, Stroh,
Der Summertag ist do.
Die Veilen und die Blumen
Die bringen uns den Summer.
Wir hören die Schlüsselein klingen,
Sie werden uns was bringen,
Rothen Wein, Brezeln drein,
Alle gute Sächelein.
Dem Herrn wünschen wir 'nen goldnen Tisch,
Drauf sollen seyn gebackene Fisch,
Wir wünschen der Frau zu gutem Dank
Voll fein Gespinnst den ganzen Schrank.
Der Tochter einen Bräutigam gut,
Der sie von Herzen lieben thut.
Strih, Strah, Stroh,
Heute übers Jahr sind wir wieder do.

Wie die griechischen Kinder eine Schwalbe herumtrugen, und für diese Eßwaaren bettelten, so gebrauchen die Kinder im Holsteinischen, wenn sie den Frühling ansingen, dazu einen todten Fuchs, ohne daß es deutlich ist, wie der todte Fuchs zu dieser Ehre kommt (Wunderhorn Bd. III. S. 20.) Am Rhein tragen sie an Fastnacht einen Hahn im Korb herum, in gleicher Absicht,

und ſingen dazu. (S. ebend.) Auf der Inſel Rhodus war es auch noch Sitte, eine Krähe herum zu tragen, und für dieſe zu ſammeln (13). Es geſchah dieß zwar von Erwachſenen, nicht von Kindern; indeſſen des übereinſtimmenden Gebrauches wegen wird das dabei geſungene Lied hier nicht unpaſſend folgen:

Ihr lieben Herrn, der Krähe gebt eine Hand voll Gerſt',
Der Tochter Phöbus ſchenkt ein wenig Weizen her,
Oder Brod und Geld, was einer nur ihr geben will:
Gebt liebe Herrn, was Jeder nur zu Handen hat.
Die Krähe nimmt vorlieb mit einem Körnchen Salz.
Gar ſehr liebt ſie zu ſpeiſen Sachen ſolcher Art,
Und wer ihr Salz gegeben, geb dazu auch Wachs.
Mach' auf die Thür! wir ſind erhört vom reichen Mann,
Die Tochter ſelbſt ſeh ich, wie ſie uns Feigen bringt.
Ihr Götter! Freyer ſchickt in Meng' der lieben Maid,
Und einen reichen, hochberühmten, braven Mann.
Dem alten Vater in den Arm leg ſie 'nen Sohn,
Der Mutter eine liebe Tochter auf den Schoos.
Ich geh' nun fort, ſo weit, ſo weit der Fuß mich trägt
Und ſinge vor den Thüren zu der Muſen Preis,
Auch ohne Lohn; doch gibſt du was, ſo ſing ich mehr.
Wohlan ihr Leute, gebet etwas doch heraus,
Gieb lieber Hausherr und ſein ſchönes Töchterlein,
Gieb für die Kräh' nur etwas her, ſie bittet ſchön,
Und wer ihr ſchenkt, der ſchenkt gewiß ihr nichts umſonſt.

Schließt ſich gleich an jeden bedeutenden Moment im Leben Geſang und Lied an, ſo bringen ſie doch nirgends freier und unmittelbarer hervor, als bei der Luſt froher und feſt-

licher Mahle. Sind dann in einer solchen Gesellschaft Lieder als lebendiges Gemeingut vorhanden, welche der fröhlichen Stimmung als Grundlage und Stützpunkt dienen, so wie sie selbst ursprünglich aus derselben hervorgegangen sind, dann werden die bekannten und allen befreundeten Weisen bald zusammen aus jeder Brust ertönen. Einzelne in gesteigerter Wärme des Frohsinnes und bei glücklicher poetischer Anlage stimmen dann auch wohl ein neues Lied an, wie es gerade der Augenblick gibt, kunstlos, unausgeführt, aber frisch und lebendig. So ist es bei glücklich organisirten und einer gesunden Fröhlichkeit hingegebenen Menschen: so war es bei dem heitern Griechenvolke. Solche eben bezeichnete sind, wenigstens dem größten Theile nach, die griechischen Skolien, welche nirgends einheimischer waren, von früher Zeit her, als bei dem aufgeweckten, geistreichen und sprachgewandten Volke von Athen. Ueber die Art, wie sie gesungen wurden, belehrt uns Athenäus (14) nach einem ältern Schriftsteller Artemon folgendermaßen. «Auf dreierlei Art sang man bei Tisch-Gesellschaften: entweder sangen alle mit einander ein Lied im Chor, oder es ging der Reihe nach herum, oder man hielt sich an keine Ordnung, sondern die Geübtesten sangen außer

der Reihe. Wegen dieſer Nichtachtung der Reihe und Ordnung hießen nun ſolche Lieder Skolien (σκολιὸς, krumm, ſchief.) Der größte Theil der auf uns gekommenen Skolien zeigt durch ihre Kürze, Kunſtloſigkeit und Einfachheit deutlich ihre unvorbereitete und augenblickliche Entſtehung. Jedoch nachdem einmal dieſe Lieder eine beſtimmte Gattung gebildet hatten, und die beſten in einem mehr als ephemeren Daſeyn im Volke von Mund zu Mund gingen, ſo war es natürlich, daß die Dichter nicht blos einem zufällig glücklichen Moment ſich überließen, ſondern mit künſtleriſcher Ueberlegung die unvorbereitete Natur nachahmten. Beſonders berühmt in dieſer Gattung war Alcaeus, Anakreon und die ſicyoniſche Dichterin Praxilla. Aus dem Gebiete unſerer vaterländiſchen Volkspoeſie laſſen ſich mit den Skolien vergleichen die ſogenannten Leber-Reime, welche man ehemals der Reihe nach bei Tiſch extemporirte, und die im Wunderhorn (Bd. III. S. 120.) aufgezeichneten Tanzreime: erſtere der übereinſtimmenden Sitte und gleichen Veranlaſſung wegen, letztere wegen ihrer Kürze, leichten Natürlichkeit und des unmittelbaren Ausdrucks der Gedanken und Gefühle. Die griechiſchen Skolien, größtentheils von Athenäus aufgenommen, (15) bieten

eine große Mannigfaltigkeit dar, und ſind ein überraſchender Beweis der vielſeitigen Beweglichkeit und Gewandtheit des griechiſchen Geiſtes; beſonders aber der klaren und ſchönen Form, in welcher ſich unwillkührlich und mit Naturnothwendigkeit jede auch noch ſo kleine Regung deſſelben offenbarte, und jener dieſem Volke eigenthümlichen, ſo überaus glücklichen Miſchung von verſtändiger Beſonnenheit und warmem Lebensgefühl. Wir wollen von jeder Art einige Proben geben, und zu dieſem Behuf die Skolien ihrem Inhalt nach eintheilen in religiöſe, moraliſche, hiſtoriſche und ſcherzhafte; dieſes nur der äußern Ordnung wegen. Ihrem Weſen nach laſſen ſie ſich natürlich nicht ſyſtematiſch von einander ſcheiden. Aus der erſten Klaſſe mögen hier folgende ſtehen:

Pallas Tritogenia, Königin Athene
Schütze unſre Stadt und Bürger,
Schütze ſie vor Noth und Aufruhr,
Vor zu frühem Tod', du und dein Vater.

Einſt gebar auf Delos Mutter Letho
Phöbus mit den goldnen Locken
Und die wilde Jägerinn Artemis,
Die mit Macht und Kraft die Frauen beherrſchet.

Solcher Art ſind auch die übrigen, welche hieher gehören, kurze Gebete, Erinnerungen an bekannte, aber heilige und wichtige Götter-

geschichten und Glaubenslehren. Zu den moralischen rechne ich überhaupt solche, welche Gedanken oder Vorschriften über menschliches Leben und Thun enthalten. Sie sind ebenfalls kurz und anspruchslos; aber alle durch treffenden Inhalt oder glückliche Form mehr oder weniger schätzbar. Eines der bekanntesten und am häufigsten gesungenen ist folgendes von Simonides:

Die Gesundheit ist das Beste auf Erden,
Schöne Leibesgestalt ist mir das zweyte,
Dann kommt reich seyn, doch in Ehren,
Viertens sich mit Freunden der Jugend freuen.

Einige andere:

Um zu seh'n, wie Jeder gesinnt ist,
Könnte man doch das Herz ihm öffnen,
Hätte man es gesehn, dann schließen
Und ohne Argwohn Freundschaft pflegen.

Am Ufer mußt du betrachten die Fahrt
Und sorgsam fragen Kraft und Muth:
Doch wenn du auf dem Meere bist,
Ohne Verzug gebrauchen die Kräfte.

Unter jeglichem Stein lieget, o Freund, ein Skorpion versteckt;
Darum hüte dich wohl: was sich versteckt, ist von Gefahr nicht frei.

Es kann hier auch angeführt werden das berühmte Skolion des Aristoteles an die Tugend. Es findet sich zwar keine Nachricht,

daß es wie die eben beigebrachten volksmäßig und in allgemeinem Gebrauch geweſen ſey; da es indeſſen, auch abgeſehen von dem berühmten Urheber und der Schönheit der Verſe, durch Vergleichung mit den andern Skolien beiträgt, das Weſen dieſer Gattung ſchärfer aufzufaſſen, ſo wird es hier nicht am unpaſſenden Orte ſtehen. Der eigentliche Zweck des Gedichtes geht aus dem Ende deſſelben hervor: es ſollte eine Verherrlichung ſeines Freundes ſeyn, des Hermias, Tyrann von Atarna, einer Stadt in Kleinaſien. Die Ankläger des Ariſtoteles nannten es einen Päan, und machten davon Gebrauch, um den Verfaſſer der Irreligioſität zu beſchuldigen, weil er auf dieſe Art einem Menſchen göttliche Ehre erwieſen habe. Dagegen bemerkt Athenäus (16), daß dem Gedicht die zwei, ſchon oben angeführten, Merkmale eines Päans fehlten; denn einmal werde Hermias ja als geſtorben angeredet, wodurch er von der Ehre und Geſellſchaft der Götter hinreichend getrennt ſey, und dann ſey auch der herkömmliche Refrain: *Ἰὴ Παιάν* hier nicht zu finden. Wie dem auch ſey, das Gedicht des Ariſtoteles iſt ſeiner Ausdehnung und ſeinem Tone nach nicht in der improviſatoriſchen und leichten Art der Skolien gehalten, ſondern feyerlicher, prächtiger und

in höherm Stil. Dieſe Verſchiedenheit mag den auch wohl jene Ankläger zu dieſer Beſchuldigung beſtimmt und bei vielen auch gerechtfertiget haben. Der Leſer urtheile ſelbſt.

Tugend ſchwer zu erringen
Unſerm Geſchlecht,
Des Lebens herrlichſter Preis!
Deiner Schönheit wegen, o Jungfrau,
Schien dem Hellenen-Volk
Auch der Tod,
Auch mühſelige Kampfesarbeit
Neidenswerthes Geſchick.
Solche Frucht läßt du koſten die Seele,
Beſſer als Gold, als Eltern,
Als der liebliche Schlaf.
Deinetwegen kämpfte Herakles,
Kämpfte der Leda Zwillingspaar
Dürſtend nach deiner Herrlichkeit.
Liebe zu dir führt' einſt den Peliden,
Führte den Ajar einſt zum Hades.
Um den Reiz deiner holden Geſtalt.
Sank auch Atarnens Sproß,
Hermias, hin in des Todes Nacht.
Darum preißt ihn Geſang,
Und Unſterblichkeit geben die Muſen
Ihm Mnemoſynes Töchter,
Dem gaſtlichen Zeus zur Ehre
Und zum Ruhme der treuen Freundſchaft.

Unter den andern Skolien, aus denen die oben angeführten genommen ſind, findet ſich auch dieſer leicht hinflatternde zierlich ausgedrückte Liebes-Wunſch.

Wär' ich doch nur eine schöne Leyer
Künstlich aus Elfenbein,
Trügen mich dann die schönsten Knaben
Zu Dionysus festlichem Tanz.
Wär ich doch nur ein schöner Dreyfuß
Zierlich von Gold gemacht,
Trüge mich dann die schönste Frau,
Reinen Gemüthes in ihrer Hand.

Ich finde in einem alten deutschen Volkslied eine ganz gleiche Wendung (Wunderhorn. B. III. S. 113), aber mit einem bei weitem innigern und zartern Gefühl durchgeführt. Der Unterschied bei dieser Aehnlichkeit scheint mir zur Vergleichung der deutschen und griechischen Poesie charakteristisch: deswegen mögen diese Zeilen hier folgen.

Wollt Gott wär ich ein lauter Spiegelglas,
Daß sich die allerschönste Frau
All morgen vor mir pflanzieret.
Wollt Gott wär ich ein seiden Hemdelein weiß,
Daß mich die allerschönste Frau
An ihrem Leibe trüge.

Wollt Gott wär ich ein roth Goldringelein,
Daß mich die allerschönste Frau
An ihr Händelein zwinge.
Wollt Gott wär ich ein Eichhorn traun
Und spräng auf ihren Schoos,
Von rechter Lieb' sie mich in ihr Aermlein schloß,
Sie küßt mich an mein rosenfarbnes Mündelein,
Das nehm ich für des Kaisers Gut,
Sollt ich drum ärmer seyn.

Unter den hiſtoriſchen Skolien ſteht oben an jenes überaus treffliche Lied zum Preis der Tyrannen-Mörder Harmodius und Ariſtogiton, welches auch von Herder als Probe griechiſcher Volkspoeſie in die Stimmen der Völker aufgenommen worden iſt. Sie hatten ihre Dolche unter Myrthenzweige verſteckt; darauf bezieht ſich der Anfang des Geſanges.

Tragen will ich das Schwert verſteckt in Myrthen;
Wie Harmodius und Ariſtogiton,
Da ſie den Tyrann trafen zum Tod'
Und der Athener Volk wieder zur Freiheit kam.

Nicht Harmodius biſt du todter Schatten,
Auf der Seligen Inſeln wohnſt du Theurer!
Wo Achilles lebt kampfesberühmt,
Wo Diomedes lebt, Tydeus geprieſener Sohn.

Tragen will ich das Schwert verſteckt in Myrthen
Gleich Harmodius und Ariſtogiton;
Wie am Feſte ſie Pallas Athene
Jenen Tyrann tödteten, den Hipparch.

Stets geprieſen ſey euer Nam auf Erden,
O Harmodius und Ariſtogiton!
Weil den Zwingherrn ihr trafet zum Tod'
Und der Athener Volk euch ſeine Freiheit dankt.

Die Herrſchaft der Piſiſtratiden gab [illegible] einem andern Skolion Veranlaſſung. E tapfere Athenienſer hatten ſich nämlich, ihre Freiheit zu behaupten, an einen Ort. Attiſchen Gebiete zurückgezogen, welcher Lei

ſydrion hieß, und denſelben befeſtiget. Sie wurden von den Tyrannen angegriffen und in einem blutigen Gefecht aufgerieben. Da ſang man in Athen:

Ach! Ach! Leipſydrion Verräther Ort,
Männer ſaheſt du fallen, die im Streite
Tapfer waren und von edler Abkunft.
Wahrlich ſie zeigten wohl ihres Geſchlechtes Name.

Aus der Klaſſe der ſcherzhaften Skolien mögen hier folgende zwey ſtehen.

Hat eine Eichel das Schwein, ſucht es dazu gleich eine andere;
Hab ein Mädchen ich auch, ſuch' ich dazu gleich eine andere.

Mit mir trinke, o Freund, liebe mit mir, kränze dein Haupt mit mir;
Mit dem Raſenden raſ'; biſt du wieder geſcheidt, bin ichs dann auch mit dir.

Man ſang bei Mahlzeiten nach dem Eſſen nicht blos ſolche Skolien; eben ſo gewöhnlich war es, Stellen aus Dichtern, beſonders dramatiſchen, abzuſingen oder zu deklamiren, welches beweist, wie allgemein bekannt und ins Leben übergegangen auch ſolche Gedichte waren, die über den Kreis des einfachen Volksliedes hinausgiengen. (17)

Es bleibt nun noch übrig die einzelnen Beſchäftigungen und Stände durchzugehen und

ihre eigenthümlichen Lieder vorzuführen. Es ſind noch eine Menge Namen und kurzer Notizen von ſolchen Liedern übrig, welche bei einer ausführlichen Darſtellung ſich nicht unfruchtbar behandeln laſſen, bei einem bloßen Entwurf aber zur trocknen Nomenklatur werden. Doch ſind uns auch aus dieſem Kreiſe noch einige ſchätzbare Fragmente übrig, welche eine obwohl mangelhafte Vorſtellung von dem Verlorenen geben können. Es werden bei griechiſchen Schriftſtellern erwähnt: Schifferlieder, Lieder der Weber, Seiler, Waſſerträger, Bader, Müller u. a. Zu den letztgenannten gehört ein Lied, das die lydiſchen Weiber beim Mahlen zu ſingen pflegten (18), worin von Pittakus, jen berühmten Weiſen, geſagt wird, daß er gemahlen habe, was auch anderwärts erzä wird (19). Es hat ſich daraus nur folgendes erhalten, vermuthlich der Anfang:

Mahle, Mühle, mahle,
Denn auch Pittakus mahlt,
Herrſcher des großen Mitylene.

Auch die Bettler hatten ihre eignen Lieder, wovon uns noch eines unter den homeriſchen Gedichten aufbehalten iſt. Es führt die Ueberſchrift: «Eireſione», der eigenthümliche Name für dieſe Gattung. Man wird in der Wendung des Glückwunſches die Aehnlichkeit mit der

gleichen Wendung in dem oben angeführten Krähenlied nicht verkennen.

Laßt zum Hause uns gehn, wo der vielvermögende Mann wohnt,
Hoch von allen geehrt und vom Glücke reichlich gesegnet.
Oeffnet euch Thüren von selbst, hineinzieht lieblicher Reichthum
Und mit dem Reichthum auch die Blüthe heiteren Frohsinns,
Fried' und Freude zumal: stets seyen gefüllet die Schüsseln,
Niemals fehle dazu die Menge des trefflichsten Mehles.
Seines Sohnes Gemahlin soll zu ihm kommen auf Wagen,
Stattliche Mäuler voran, so ziehe sie fröhlich ins Haus ein,
Wo ihr der Webstuhl steht auf dem Boden belegt mit Elektron.
Einmal komm' ich des Jahrs, wie im Lenzmond kommet die Schwalbe.
Laß im Hofe mich nicht so lange harren der Gabe.
Heil dir, schenkest du was: wenn nicht, so geh ich von dannen,
Denn nicht kam ich ja her, mit dir im Hause zu wohnen.

Die Bauern hatten außer andern eignen Liedern auch, wie es scheint, Witterungsbeobachtungen in poetischer Form, nach Art unsrer gereimten Bauern-Regeln. Aristoteles führt wenigstens einige solcher Verse als sprüchwörtlich

an. (20) So unterſucht er einmal den Grund der Regel:

Nicht drei Tage lang währt ein Boreas, welcher bei Nacht weht.

Gleich darauf deutet er auf eine andre ähnliche Regel, die er aber nicht vollſtändig anführt. Zu den Liedern der Bauern iſt auch zu zählen das Schnitterlied, welches Theokrit in ſeiner 10ten Idylle einen Feldarbeiter ſingen läßt, deſſen Alter, Aechtheit und Volksmäßigkeit dem Inhalt und Ton nach nicht zu bezweifeln iſt, wenn es auch urſprünglich in andrer Form geſungen wurde. Es heißt dort das Lied des Lityerſes: ſonſt heißt an andern Stellen das Lied ſelbſt Lityerſes. Dieſer Lityerſes war der Sage nach ein Sohn des Midas, ein König von Phrygien, dabei ein beſonders rüſtiger Feldarbeiter und Schnitter. Er zwang alle Gäſte, die zu ihm kamen, ihm gleich zu thun; gelang ihnen dieſes nicht, ſo tödtete er ſie. Als er einſt den nämlichen Uebermuth auch an Herkules ausüben wollte, faſſte ihn dieſer und warf ihn in den Fluß Mäander. Da ſangen nach ſeinem Tode die Phrygier ein Lied zum Lobe des Lityerſes, als eines trefflichen Ackersmannes und zur Trauer über ſein unglückliches Ende. Bis auf die ſpätere Zeit lebte es im

Munde des Volkes fort; wenigſtens berichtet der Scholiaſt des Theokritus, daß er es noch ſingen gehört habe. In dem Theokriteiſchen Liede kommt von dem Schickſal und der Perſon des Lityerſes nichts vor; es ſcheint alſo, man ſetzte überhaupt ſolche Schnitter- und Ernte-Lieder, deren Verfaſſer man nicht zu nennen wußte, eben weil ſie Volkslieder waren, mit jenem alten berühmten Ackermann und Schnitter in Verbindung.

Du an Früchten reich und an Aehren, o gieb uns Demeter!
Wohlbeackerte Saat, gieb reichgeſegnete Aernte.

—

Bindet die Garben friſch, ihr Binder! Der Wanderer ruft ſonſt:
„Liederlich Volk, das ihr ſeyd! ſo gehet der Lohn ja verloren.“

—

Die ihr Mandeln ſetzt, nach Weſten hin oder nach Norden,
Wendet der Garben Schnitt, denn davon ſchwillet die Aehre.

—

Die ihr Weizen dreſcht, o fliehet die Mittagsruhe,
Stäubt doch zur Mittagszeit am beſten die Spreu aus den Halmen.

—

Mäher ihr! gehet ins Feld, ſobald die Lerche ſich reget,
Kehrt nicht heim, bevor ſie entſchläft und ruht in der Hitze!

Wer wie der Froſch, ihr Brüder! doch lebete: denn um den Schenken
Iſt er mit nichten beſorgt, er hat des Getränkes in Fülle.

Lieber uns Linſen gekocht, du geldbegieriger Schaffner!
Gucke dir nur die Augen nicht blind beim Zählen der Grütze.

(Aus der Arethuſa.)

Kein Stand aber war ſo liederreich, und wurde ſo zur Unterlage mannigfacher poetiſcher Erzeugniſſe genommen, als der Hirtenſtand, beſonders nach der Art ſeines Thuns und Lebens in dem alten Sicilien. Die bukoliſche Poeſie, als eigne Kunſtform, iſt ein veredelter Zweig dieſes wilden Stammes. Lieder, welche von den Hirten ſelbſt volksmäßig geſungen wurden in ihrer urſprünglichen und unveränderten Form haben wir nicht mehr übrig: doch können wir aus den vorhandenen bukoliſchen Gedichten, namentlich den Theokriteiſchen, uns eine anſchauliche Vorſtellung machen, wie von dem alten Hirtenleben überhaupt, ſo auch von der Art und Weiſe ihres Geſanges. Charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten deſſelben, außer dem, daß Inhalt, Gedanken, Bilder und Ausdrücke aus dem Kreis ihrer Beſchäftigung und ihrer Umgebung hergenommen waren, ſcheinen beſonders folgende geweſen zu ſeyn. Erſtens

der poetiſche Wettſtreit, das gegenſeitige Auffordern und Herausfordern zum Geſang, hervorgegangen aus einer lebendigen immer regſamen Luſt zu ſingen und aus alterthümlicher unverſtellter Streit- und Prahlſucht. Die bukoliſchen Dichter machen oft Gebrauch von dieſer Sitte; ſo Theokrit in dem 1ſten, 5ten, 6ten Idyll. Ferner das antwortende, (amoebeiſche) ſymmetriſche, ähnlich dem Parallelismus der orientaliſchen Poeſie, wornach von zwei Sängern der Eine dem andern immer in ähnlicher Wendung und ähnlichen Ausdrücken antwortete. Als Beiſpiel kann dafür gelten Theokrits 8tes Idyll. Letztlich der große Wechſel und das ſchnell abſpringende und unterbrochene in der Gedankenfolge (vergl. die angeführten Stücke), was eines Theils ſeinen Grund hat in einer gewiſſen alterthümlichen, unbeholfenen Einfalt und Kunſtloſigkeit, andern Theils in einer größern Unbeſtimmtheit und Schrankenloſigkeit des Gemüthes, welche der menſchlichen Natur in ihrem Kindesalter eigen iſt.

Anmerkungen.

Der in der vorstehenden Abhandlung hier zuerst in diesem Umfang besprochene Gegenstand hat in der neuesten Zeit noch ein besonderes Interesse erhalten durch die vollständigere Kenntniß der neugriechischen Volkslieder, welche wir durch Fauriel und Wilhelm Müller erhalten haben. Die große Menge dieser Lieder läßt darauf schließen, welchen Reichthum an Volkspoesie das alte Griechenland haben mußte, das seinen spätern Kindern gewiß weder an Lust noch an Kraft zum Dichten und Singen nachstand. Auch ist es höchst interessant, Vergleichungen zwischen den von uns mitgetheilten alten Resten und jenen Erzeugnissen der neu griechischen Volkspoesie anzustellen. Wir begnügen uns in diesen Anmerkungen nur an einem oder dem andern Beispiele zu zeigen, wie mit manchen Sitten auch manche Lieder aus der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben.

(1) Athenaeus XV, 16. p. 696. Ed. Casaubon.

(2) Ebendaselbst XIV, 3.

(3) Plutarch. Quaest. Gr. cap. XXXVI. p. 396. Ed. Hutten.

(4) Bayle Dict. T. I. p. 366.

(5) Athenaeus XVI, 3. p. 618.

(6) Fabul. 130. p. 197. Ed. Muncker.

(7) Ecclesiazus v. 945.

(8) Athenaeus XIV, 3. p. 619.

(9) Aristophan. Pax. v. 1330.

(10) Idyll. XIX.

(11) S. Casaubon. ad Theophrast. Char. cap. VII. p. 104. Ed. Fischer. Gerade von Wiegenliedern sind unter den neugriechischen mehrere sehr ausgezeichnete. S. W. Müllers Bilder aus dem neugriechischen Volksleben im Morgenblatt 1825. August. Nro. 188. S. 751.

(12) Athenaeus VIII, 15. p. 360. Dieselbe Sitte hat sich bis jetzt unter den griechischen Kindern erhalten, und es wird dabei ein ähnliches Liedchen gesungen. Die Kinder, die am ersten März das Schwalbenlied vor den Thüren anstimmen, tragen eine aus Holz geschnitzte Schwalbe in der Hand, welche von ihnen durch eine besondere Vorrichtung auf ihrem Gestelle beständig herum gedreht wird. S. Neugriechische Volkslieder gesammelt von Fauriel, übersetzt von Wilhelm Müller. Erster Theil. Einleitung S. XVIII. und besonders Müllers oben angeführten Aufsatz im Morgenblatt S. 750. Wir theilen zur Vergleichung die Uebersetzung des neugriechischen Schwalbenliedes hier mit, so wie zu gleichem Zwecke dort unsere Uebersetzung des altgriechischen Liedes mitgetheilt worden ist.

Die Schwalbe, die Schwalbe, sie kömmt,
Sie kömmt vom weißen Meere,
Sie setzt sich nieder und singt:
O März, o März, mein Schöner!
Du lauer Februar!
Magst schneien auch und regnen,
Riechst doch nach Frühling schon.

(13) Athenæus VIII, 15. p. 359.

(14) Ath. XIV, 14. p. 694.

(15) Ath. XIV, 14. p. 694. seqq.

(16) Ath. XV, 16. p. 696.

(17) Aristophan. Nub. v. 1360. Theophrast. Char. cap. 27.

(18) Plutarch. Conviv. Sept. sapient. cap. XII.

(19) Aelian. Var. hist. VII, 4.

(20) Problem. XXVI, 9. p. 202. Ed. Duval.

Ueber die

Sprüchwörter der alten Griechen.

Richtmaß dienen konnte. In der nämlichen Art theilten ja auch noch die unter dem Namen der sieben Weisen Griechenlands bekannten Männer die Früchte ihrer Erfahrung und ihres Nachdenkens mit. Aber auch ganz abgesehen von dem Nutzen für praktische Lebensweisheit haben Sprüchwörter einen wesentlichen Werth und einen großen Reiz in historischer Hinsicht für Kenntniß des Charakters und des Grades der jedesmaligen Volksbildung. Hier finden sich oft die Keime von Ueberzeugungen und Ansichten, welche im Leben des Volkes seine wichtigsten Aeusserungen bedingten; hier der Grund seiner Politik, Moral und zum Theil auch seiner Religion. In ihnen finden sich oft Erinnerungen an wichtige historische Begebenheiten aufbewahrt, und sie sind häufig merkwürdige Beweise, man solche Begebenheiten aufgenommen, wie man darüber geurtheilt hat. Endlich läßt sich hierher vielfältige Belehrung schöpfen über einzelne Sitten, Feste, Gebräuche und Beschäftigungen des Volkes.

All dieses eben angedeutete, mannigfaltige Interesse vereinigen auch die griechischen Sprüchwörter in sich und gerade sie in besonders hohem Grade. Es giebt nicht leicht einen bedeutenden Zustand des menschlichen Lebens, keine Sitten-

oder Klugheitsregel, keinen etwas ausgezeichneten Charakter, wofür die Griechen nicht ein Sprüchwort gehabt hätten, und zwar in den mannigfaltigsten Formen. Oft findet sich ein und derselbe Gedanke auf die vielfachste, verschiedenartigste Weise wiedergegeben. Aus der ganzen Natur und dem Kreise des menschlichen Lebens sind die Vorstellungen und Bilder dazu hergeholt. Da ist Scherz und Ernst, da sind gemeine und edle Gedanken in lebendiger Abwechselung, wie überall in dem griechischen Wesen nebeneinander. Hinsichtlich ihres häufigen Gebrauches darf man sich nur daran erinnern, daß bei den Griechen zwischen der Bildung der sogenannten gebildeten Stände der Gesellschaft und des eigentlichen Volkes dem Wesen nach weit mehr Einheit und Verwandtschaft war als bei uns, wo diese beiden Theile eine beinahe specifische Verschiedenheit zeigen. Daher kam es auch, daß die Sprüchwörter nicht auf den einen Theil nur eingeschränkt waren, sondern im Munde Aller gehört wurden. Die griechische Literatur selbst liefert davon einen deutlichen Beweis. Keine Art des Vortrags schloß den Gebrauch der Sprüchwörter aus, selbst nicht der philosophische. Wie häufig sind sie nicht bei Plato? Hier könnte man jedoch den-

ken, wären sie durch die dialogische Form herbeigeführt. Allein auch bei dem strengen und ernsten Vortrag des Aristoteles sind sie, wenigstens in seinen moralischen und politischen Schriften nicht selten, gewiß viel häufiger als in ähnlichen Werken unserer Literatur. Eben dieser Philosoph war auch der erste, welcher griechische Sprüchwörter in einem eigenen Werke sammelte und erklärte. Ein Gleiches thaten seine Schüler Theophrastus und Klearchus; was mit dem Bestreben dieser Schule, überhaupt das Gegebene und Bestehende in Natur und Menschenleben zu beobachten und zu beschreiben, gut zusammenstimmt. Außer diesen verfaßten viele Andere ähnliche Sammlungen; allein diese Werke sind leider verloren gegangen. Unsere noch übrigen Quellen außer dem gesammten Kreis der griechischen Literatur sind einige spätere Schriftsteller, Zenodotus, Diogenianus, Apostolius, welche jene früheren excerpirten und die Sprüchwörter in alphabetischer Ordnung nach Abtheilungen von je hundert zusammenstellten und erklärten. Eine große, aber ungeordnete Masse ist in dem bekannten und mehrmal gedruckten Werke des Erasmus von Rotterdam zusammengehäuft (Adagiorum Chiliades quatuor). Eine geordnete, schickliche Sammlung

aber, welche das wesentliche, charakteristische, interessanteste ausheben und sich auf wirkliche Sprüchwörter beschränken müßte, und nicht wie bei Erasmus geschieht, jeden Satz aufnehmen, wenn er auch nicht als Sprüchwort im allgemeinen Gebrauch war, sondern nur etwas den Sprüchwörtern ähnliches hat, eine solche Sammlung wird bis jetzt noch vermißt. Hier soll der Versuch einer Skizze davon gegeben werden.

Um die Masse des Stoffs für die Uebersicht ordnen zu können, wollen wir die Sprüchwörter von zwei Gesichtspunkten aus betrachten. Zuerst sollen solche vorgeführt werden, die von Seiten ihres Inhalts etwas Bemerkenswerthes haben, dann diejenigen, welche der Form nach so beschaffen sind.

Wie einer sich selbst überlassen handelt, so ist sein Wesen geartet. Sprüchwörter, welche eine Vorschrift für die Handlungsweise enthalten, sind gleichsam Gesetze, die sich das Volk giebt, und welche, da sie unmittelbar aus dem Charakter des Volkes hervorgegangen sind, um so deutlicher denselben zeigen. Der letzte Grund des Handelns ist das Verhältniß, in welchem sich der Mensch gegen das höhere denkt, und die Vorstellung, welche er von

dem höheren und göttlichen Weſen ſich bildet. Was ſich hier von griechiſchen Sprüchwörtern findet, ſtimmt ganz mit jener allgemeinen Anſicht des geſammten Alterthums überein, welches alle Schickſale und Gaben des Lebens unmittelbar von Gott herleitete. Da heißt es: Glück iſt Gottes Gabe; und von etwas Zukünftigen noch Ungewiſſen: das liegt im Schooſe der Götter, nach einem Homeriſchen ſprüchwörtlich gewordenen Verſe, den vielleicht aber auch ſchon der alte Sänger als Sprüchwort vorfand; ferner Iſt's Gottes Wille, ſo kannſt du auch auf einem Rohre ſchwimmen; und: Gott zu widerſtreben iſt arg. Die beſte Vorſchrift iſt es demnach für den Menſchen: Folge Gott. Das iſt doch wohl eins mit dem Spruche: Folge der Vernunft (νῷ πείθε). Daß dieſes wirklich das Höhere und Göttliche in uns iſt, zeigt die Erforſchung und Betrachtung unſrer ſelbſt. Daher: Lerne dich ſelbſt kennen. Dieſe Selbſtkenntniß, gleichwie ſie uns das Höhere in uns kund macht, zeigt auch das dem Menſchen geſteckte Ziel und ſeine Gränzen, über die im Böſen wie im Guten hinausgehen zu wollen Vermeſſenheit iſt. Daher die goldene Regel, welche in jeder Hinſicht für

ächt griechisch gelten kann, und durch das ganze griechische Leben und die ganze griechische Kunst sich ausgedrückt zeiget: Nichts zu viel; Maaß zu halten ist gut; die Mittelstraße ist die beste, und wie noch sonst dieser so häufig gebrauchte Spruch in Worten ausgedrückt werden mag.

Kein griechisches Sprüchwort mag vielleicht häufiger als: Nichts zuviel; Maaß zu halten ist gut; die Mittelstraße ist die beste, gefunden werden, keines scheint aber auch mehr aus dem innersten Leben des Volkes hervorzugehen, und so bezeichnend für den hellenischen Charakter zu seyn als dieses. Es ist nicht schwer nachzuweisen, daß dieses Streben nach bestimmter Form und deutlicher Begränzung, diese Abneigung gegen alles im Guten wie im Bösen Uebermäßige und Ueberschwengliche, die Haupteigenschaft und eine Grundansicht des griechischen Geistes war, welche bewußt oder bewußtlos wirkend, alle Richtungen des Lebens und Denkens in Religion und Kunst, in politischen und wissenschaftlichen Bestrebungen bestimmte. Denn, um nur weniges anzudeuten, indem andre Völker, wie die meisten des Orients, sich entweder innerlich in unbeschränkte grübelnde Spekulationen über die Un-

ermeßlichkeit der Gottheit verloren, oder äußerlich theils ihre Götterbilder, um ihnen symbolischen Vollgehalt zu geben, mit unförmlichen Gliedern und Zeichen überluden, theils in einem wilden Naturdienste alle Schranken überschritten: war es ein andres Princip, als das eben genannte, welches die Griechen zwar nicht abhielt die Unendlichkeit des göttlichen Wesens in Andacht zu ahnen, welches sie aber auch dahin leitete, ihre Götter in das Maaß einer schönen, zum Ideal gesteigerten Menschlichkeit einzuschließen, und ihren Dienst zwar mit frischer lebensvoller Heiterkeit, aber nicht mit unnatürlichem Taumel oder gleich unnatürlicher Vernichtung der Sinnlichkeit zu feyern? In der griechischen Kunst ist es bei der flüchtigsten Betrachtung sogleich sichtbar, daß Bestimmtheit und Vollendung oder, was am Ende dasselbe ist, das Festhalten des rechten Maaßes ihr Eigenthum ist, mögen auch andre Zeiten und Völker größere, göttlichere und dem Wesen der Dinge nähere Ideen dargestellt haben. Dasselbe innerste Bedürfniß des hellenischen Volksstammes, Alles in sich und um sich in menschliches Maaß und in naturgemäße Formen eingeschränkt zu sehen, ist wohl auch der letzte Grund der Abneigung desselben vor allem Ueber-

maaß und vor aller Uebergewalt einer glänzenden Despotie, welche die Asiaten zur Bewunderung und Unterwerfung brachte. Was endlich das Wissenschaftliche betrifft, so soll hier nur die Bemerkung aufgestellt werden, daß in dieser nämlichen Grundidee ohne Zweifel jener bekannte Satz der Aristotelischen Moralphilosophie gewurzelt ist: die Tugend sey die Mitte zwischen zwei Extremen. Denselben Satz finden wir vor Aristoteles auch schon bei andern Philosophen, die dem Leben noch näher standen und deswegen um so geneigter seyn konnten, einer so wahrhaft nationellen Ansicht diese Wendung zu geben; ich meine die Pythagoräer. Eben damit stehen auch die häufigen Warnungen in Verbindung, bei äußerm Glücke sich nicht zu übernehmen, noch das Maaß zu überschreiten, und wenn man von der Gunst des Schicksals über diese Gränzen hinausgehoben zu werden scheint, lieber selbst durch freiwilliges Opfer sich eine Beschränkung zu setzen. Denn wie Herodotus, der beste Gewährsmann für altgriechische Denkweise, mehrmal warnt, das göttliche Wesen selbst sieht mit Unwillen auf alles Irdische, welches zu ungemein und zu auffallend das gewöhnliche Maaß überschreiten will, und auch im Genuß der Glücksgüter

ist der Mittelweg der beste. Als Belege dieser Grundsätze können die zwei bekannten Geschichten dienen, die uns derselbe Geschichtschreiber erzählt, von dem Ringe des Tyrannen Polykrates und von Solons Aufenthalt bei Krösus. Wer sich aber gewöhnt hat, Maaß in Allem zu halten, der wird sich auch leichter in jede Lage des Lebens zu finden wissen, und sich das Wort gesagt seyn lassen: Ist kein Fleisch vorhanden, so nimm mit gesalzenen Fischen vorlieb. Er wird in das, was nicht zu ändern ist, sich fügen, denn: Gegen die Nothwendigkeit kämpfen ja selbst die Götter nicht. Wozu hilft auch solcher vergeblicher Kummer? Verzehre dein eigenes Herz nicht.

Doch nicht allein solche Gebote hat der Mann nöthig, welche ihm sagen, was recht und unrecht ist, auch solcher bedarf er, die ihn lehren, sich mit Klugheit im Leben vor Gefahr und Verlegenheit zu bewahren. Da sagt ihm der Mund der Weisen: Viel besser ist es den Anfang zu heilen, als das Ende. Ferner: Vor einem Mächtigeren hüte dich; und Lieben muß man, wie wenn man wieder einmal hassen, und hassen, wie wenn man wieder einmal

lieben wollte. Dabei ſoll man aber nicht blos ſich in der Liebe zu Andern mäßigen, ſondern auch in der Eigenliebe. Denn, heißt es, Viele haſſen dich, wenn du dich ſelbſt zu ſehr liebſt.

An dieſe praktiſchen Lehren der Tugend und Klugheit mögen ſich nun ſolche Sprüchwörter anſchließen, welche ihrem Inhalte nach inſofern charakteriſtiſch ſind, als ſie Bemerkungen und Anſichten des griechiſchen Volkes über das Leben und ſeine mannigfaltigen Verhältniſſe enthalten. Da zeigt ſich uns zuerſt die Klage über den Wechſel der menſchlichen Dinge: Ein Rad iſt des Menſchen Leben. Und wie das Rad einmal in Bewegung geſetzt, mit Nothwendigkeit das Unten und Oben wechſelt, ſo iſt eine gleiche Nothwendigkeit in dieſem Wechſel des Lebens. Denn: Dem Schickſal kann Niemand entgehen. Auch hier finden wir eine allgemeine nationelle Anſicht im Sprüchworte ausgedrückt, welche in allen griechiſchen Gedichten und Geſchichten ſo häufig wiederkehrt, daß es nicht weiter nöthig iſt, beſonders daran erinnern. Wer aber einmal vom Unglück verfolgt wird, kann ſchwer ſich retten: Wen das Schickſal ſchwarz gezeichnet hat, den kann keine Zeit weiß waſchen. Doch auch

widriges Geschick hat seinen Werth
der Lehmen nicht geschlagen, so
kein Topf daraus. Ebenso:
Mensch nicht durchgegerbt
sal, so kommt er nicht zu
terer Spruch muß besonderes
haben, da ihn unser
ihn seiner Lebensbeschreibung
damit mag sich der
das Glück nicht ohne
gung gebiert Uebermuth,
stets nachfolgt. Indessen steht es
Manne frei, findet er hier das Glück
an einem andern Orte aufzusuchen.
Einem weisen Manne ist die
Erde zugänglich, und: Die ganze
steht dem Adler offen. Wie
Ueberzeugung bei den Griechen
muß, zeigen ihre Kolonien, die in
der alten Welt sich ansiedelten, oft in
Ferne vom Mutterlande. Ueberall aber
heit nöthig. Unter jedem Stein
Skorpion, und: Den Klugen
alles am besten.

Ich füge zu dieser Klasse von Sprüchwörtern noch einige hinzu, welche Bemerkungen enthalten über einige Hauptmomente des Lebens,

über Erziehung, Freundschaft und Liebe. Da heißt es: Wen das Wort nicht schlägt, den schlägt auch der Stock nicht; ein Spruch, wie er von einem Volke von solcher Empfindung, wie das griechische, zu erwarten ist, das ja auch jenen Vers seines alten Sängers durch den Gebrauch zum Sprüchwort machte: Gut sind leicht weinende Männer. Eben so löblich und ehrenvoll für die Gesinnung, aus welcher es hervorgieng, ist das so oft gebrauchte Sprüchwort über die Freundschaft: Freundes Gut Gemein Gut (κοινὰ τὰ φίλων). Unter den Aeußerungen über die Liebe finden sich keine, welche auf eine höhere Ansicht derselben hindeuten, wohl aber solche, die mit der Art, wie die alte Welt überhaupt dieß Gefühl empfand und betrachtete, ganz im Einklange sind. Hier steht oben an der ungemein häufig vorkommende Spruch: Der Liebenden Meineid bleibt ungestraft, welcher auch bei den lateinischen Erotikern auf mannigfaltige Weise ausgedrückt sich findet. Dagegen heißt es doch auch: Liebhaber nenn' ich den nur, der beständig liebt. Eben so wenig fehlt es an Aeußerungen, welche ein recht lebendiges, frisches Gefühl für Liebe und Schönheit beweisen, wie z. B. Ein Pfeil ist Weibesblick

für junges Blut; Das Leben raubt dem Jüngling einer Frauen Stimm'; Dem schönen Mann steht Alles an; Immer und immer das Schöne!

Der zweite Gesichtspunkt, aus welchem wir diese Sprüchwörter betrachten wollten, war die Form derselben. Hier finden wir zuerst die allgemeinen Eigenschaften der ganzen Gattung, nämlich Kürze und häufigeren Gebrauch licher Ausdrücke; als charakteristische Mer le aber der griechischen Sprüchwörter außerd noch einen hervorstechenden Zug von Witz Laune und besonders eine ungemeine Ma faltigkeit und Fülle des Ausdruckes, so daß d nämliche Gedanke oft auf die verschiedenste wiedergegeben wird. Wir wollen von l terer Eigenschaft nur zwei Proben herausnehn obgleich sich leicht mehr geben ließen. Die sey das Sprüchwort: Gleich und glei gesellt sich gern, welches sich auf fol Weisen variirt findet: Gleiches zu . ei chem; Gleiches strebt nach Gleichem; Eine Krähe setzt sich zur andern; Es kennt der Dieb den Dieb, der Wolf den Wolf; Gleiches Alter gleiche Lust. Die zweite Probe dieser Mannigfaltigkeit sey der sprüchwörtliche Ausdruck des Gedankens:

etwas Vergebliches oder Unmögliches unternehmen. Da heißt es: Eher wird die Schildkröte dem Hasen vorlaufen; Eher wird der Wolf des Schafes Hüter; Du willst ein Seil aus Sand flechten; Du willst die Flamme zerschneiden; Einen Löwen scheren; Du willst einen Stein kochen; Wolfsflügel suchen; Wolken schlagen; Auf Felsen säen; Wind pflügen; Den Wind mit Netzen fangen; in den Himmel schießen; u. s. w.

Das zweite charakteristische Merkmal in der Form der griechischen Sprüchwörter finden wir darin, daß sie mit einem so umfassenden Blick aus dem ganzen Kreis der Natur und des Lebens, aus allen Ständen, aus einer so reichen Menge von Geschichten und Sagen hergenommen sind. Man findet zwar etwas Aehnliches bei allen Sprüchwörtern überhaupt, aber hier in ganz vorzüglichem Maaße. Dieß beweiset einerseits die Lebendigkeit und Beweglichkeit des griechischen Geistes und den überall beobachtenden und auffassenden Blick, so wie anderseits, was die historischen Quellen der Sprüchwörter betrifft, den Reichthum des griechischen Lebens an hervorstechenden Zügen und Eigenthümlichkeiten in Begebenheiten, Sagen

und Sitten. Wir wollen nun dieſe ebengenannten verſchiedenen Quellen etwas genauer beobachten. Außer der Mythologie, welche eine Maſſe von typiſchen Charakteren und allgemein bekannten Geſchichten, und eben dadurch vielfältigen Stoff zu ſprüchwörtlichen Redensarten darbot, laſſen ſich die Sprüchwörter, wie eben angedeutet, auf folgende Hauptquellen zurückführen. Sie ſind hergenommen aus der Natur, aus Volksſagen und wirklichen Geſchichten, aus Sitten und Gebräuchen, und letztlich aus der Beſchäftigung einzelner Stände. Unter denen der erſten Klaſſe kommen mancherlei Notizen vor, über Eigenthümlichkeiten von Naturkörpern, Lebensart der Thiere u. dgl., mancherlei dahin gehörigen Beobachtungen und Erklärungen, welche, wenn ſie auch oft unrichtig ſind, doch gewöhnlich von irgend einer Seite her Intereſſe darbieten. So erfahren wir, daß auf der Inſel Seriphus die Fröſche nicht quakten. Daher hieß ein ſtummer Menſch im Sprüchwort ein ſeriphiſcher Froſch. So ſagte man von einem, der ſich ganz unmächtig und vernichtet ſtellte, ohne es zu ſeyn: Er hält den Athem an, wie ein Igel; und: Er ſtellt ſich todt wie ein Panther, weil man bei dieſen Thieren eine ſolche

Kriegsliſt bemerkt haben wollte. Von klugen und vorſichtigen Leuten ſagt man: Die Kraniche verſchlucken Steine. Man findet von dieſem Sprüchworte einen doppelten Grund angegeben. Die Kraniche, ſagen einige, halten bei ihrem Fluge auf ihren Wanderungen den Kopf ganz gerade ausgekehrt, ſo daß ſie den unter ihnen liegenden Boden nicht ſehen können. Um nun wiſſen zu können, ob ſie über dem Land oder Meere ſchweben, tragen ſie einen Stein im Schnabel, den ſie fallen laſſen, wenn ſie ſich ſetzen wollen, um dann nach dem Schall ſchließen zu können, ob ſie Land unter ſich haben. Andere meinten, der Stein diene als eine Art von Ballaſt, um dem Vogel in ſeinem Fliegen mehr Stetigkeit und Ruhe zu geben. Einen Neidiſchen verglich man einem Hund beim Troge; einen ſicher treffenden Pfeil dem Stachel des Stachelſchweines, von welchem man glaubte es könnte ſeine Stacheln nach Belieben abſenden. Von einem hülfloſen Armen hieß es: Er iſt ärmer als eine Bachſtelze, weil man glaubte, die Bachſtelze wäre zu ſchwach, ſich, wie die andern Vögel, ein eignes Neſt zu bauen, und irre hülflos herum, bis ſie ein andres leeres Neſt fände. Von einem Feigen und Ehrloſen:

Er hat nicht das Ehrgefühl eines Rebhuhns. Man pflegte nämlich wie mit Hahnen, so auch mit Rebhühnern unter sich Kämpfe anzustellen. Zu einem jeden männlichen Rebhuhn stellte man sein Weibchen und bemerkte, daß die Hähne dann mit doppelter Tapferkeit stritten, gleichsam um in den Augen der Weibchen nicht durch eine Niederlage beschimpft zu werden. Von einem Schlaflosen: Er schläft nicht einmal so lang als eine Nachtigall. Dankbare und wohlgesittete Leute verglich das Sprüchwort mit den Störchen, von deren Dankbarkeit gegen die Eltern und übrigen Tugenden das Alterthum Vieles zu sagen wußte. Daher ohne Zweifel rührt auch die noch heutigen Tages unter dem Volk geachtete Heiligkeit und Unverletzlichkeit dieses Vogels. Wenn eine Familie ganz ausgestorben oder ausgerottet war, hieß es: Ausgerottet wie eine Fichte mit der Wurzel. Einem der sich an eiteln und gefährlichen Dingen ergözte, rief das Sprüchwort zu: Du freust dich, wie eine Fliege bei der Flamme.

Eine zweite nicht minder reiche Quelle von Sprüchwörtern floß in der Menge von Volkssagen, deren es außer den bekannteren, durch

Dichter, Künstler und Geschichtschreiber verherrlichten noch eine bedeutende Anzahl gegeben haben muß, welche am längsten blos in der mündlichen Tradition des Volkes fortlebten. In dem oben angeführten Aufsatze über die griechischen Volkslieder sind mehrere aus derselben Wurzel entsprossene Lieder beigebracht worden, die man mit der modernen Gattung der historischen Romanze vergleichen kann. Hier sollen nun einige eben dahin gehörige Sprüchwörter mitgetheilt werden. So war von einer übermäßigen und unglücklichen Eifersucht sprüchwörtlich sie zu vergleichen mit der Leukone Eifersucht, worüber man sich folgendes erzählte. Cyanippus, der Gemahl Leukones, war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd und durchstrich ganze Tage lang die Wälder. Seine neuvermählte Gattin argwöhnte, seine häufige Abwesenheit möchte einen andern Grund haben. Sie folgte daher einmal unbemerkt seinem Pfad und versteckte sich, um ihn zu belauschen, in einen Busch. Als nun die Jagdhunde die Aeste sich dort bewegen sahen, glaubten sie, es sey ein Wild verborgen, und in blinder Wuth zerrissen sie die unglückliche Leukone. Im Schmerz über diesen Anblick nahm sich Cyanippus selbst das Leben. Wenn etwas nicht

ſo gelang, wie man nach den getroffenen Anſtalten hoffte, gab es ein Sprüchwort: Nicht immer bringt der Fluß Aexte herauf. Man gab folgende Geſchichte als Grund des Sprüchwortes an. Ein Bauer, der an einem Fluſſe vorbei gieng, ließ durch einen unglücklichen Zufall ſeine Axt in das Waſſer fallen. Da erbarmte ſich ſeiner der Flußgott, und ließ aus der Tiefe eine ſilberne Axt emporſteigen. Da der Bauer ſagte, es ſey nicht die ſeinige, ſo ſchickte er eine goldne, und als der Bauer auch dieſe nicht als die ſeinige nehmen wollte, ſo ſchickte der Gott die verlorne Axt aus den Wellen, und ſchenkte die andern dem Eigenthümer dazu als Belohnung für ſeine Redlichkeit. Ein andrer der davon gehört hatte, warf ſeine Axt abſichtlich in die Fluthen, um durch erdichtetes Spiel einen gleichen Gewinn ſich zu verſchaffen; allein es kam nur ſeine eigene Axt wieder zum Vorſchein, und der erſtere Bauer, der dieß mit anſah, ſagte ihm die obenangeführten Worte, die nachher ſprüchwortlich wurden. Wenn jemand alle mögliche Mittel anwendete, um ſich berühmt und geehrt zu machen, ſagte man: Pſaphons Vögel. In Libyen nämlich, wie die Sage erzählte, lebte ein Mann, Pſaphon mit Namen, der nach

nichts Geringerem, als nach göttlicher Ehre trachtete. Da lehrte er vielen Vögeln die Worte: «eine große Gottheit iſt Pſaphon ꝛc.» und ließ ſie wieder auf die Berge fliegen. Seine Landsleute, über den wahren Grund der Sache in Unkunde, hielten dieſe Stimmen der Vögel für ein göttliches Wahrzeichen, und opferten dem Pſaphon, als einem Gotte. Dergleichen Sagen finden ſich mehrere durch Sprüchwörter aufbewahrt, die wir der Kürze wegen hier nicht weiter anführen.

Unter den auf hiſtoriſcher Wirklichkeit beruhenden Sprüchwörtern ſind nicht wenige belehrend und intereſſant, weil ſie charakteriſtiſche Züge und Eigenſchaften von einzelnen Perſonen oder ganzen Gegenden aufbewahren, weil ſie zeigen, welches Intereſſe die Griechen an ſich ſelbſt und an jeder Aeußerung des öffentlichen Lebens genommen haben, endlich auch darum, weil ſie öfters Zeugniß geben von der Art, wie dieß oder jenes Faktum von den Zeitgenoſſen und Nationalen aufgenommen und angeſehen worden iſt. Es kommen eine Menge Namen von Perſonen vor, welche theils durch auffallende Charaktere oder beſondere einzelne Handlungen Veranlaſſung zu Sprüchwörtern gegeben haben. Da viele derſelben jedoch uns ſonſt nicht

bekannt ſind und eine große Anzahl ſolcher Sprüchwörter mehr im unmittelbaren Verkehr des wirklichen Lebens vorkam, als in dem Schriftweſen, ſo wäre eine umſtändliche Anführung derſelben jetzt mehr eine Nomenklatur, als ein lebendiges Gemälde. Doch ſollen hier mit Weglaſſung der ganz bekannten, welche den typiſchen Charakteren der griechiſchen Götter- und Heroenwelt entnommen ſind, einige in dieſen Kreis gehörige als Probe gegeben werden. Ein bedeutender Theil davon ſcheint ganz lokal und darum auch nicht von allgemeinem Gebrauche geweſen zu ſeyn. Zur ſprüchwörtlichen Bezeichnung von dummen Leuten ſagte man: Buthos geht herum, in Erinnerung an einen beſonders ſtumpfſinnigen Athleten dieſes Namens; oder dümmer als Akko: ſo hieß nämlich ein Weib, die der Sage nach ſo kindiſchen Sinnes war, daß ſie mit ihrem Bilde im Spiegel als mit einer wirklichen Perſon ſich ganz ernſthaft unterhielt. Dieſe Akko ſcheint ein bekannter und auch im Luſtſpiel häufig vorkommender Charakter geweſen zu ſeyn. Wenigſtens deuten dahin mehrere Namen von verloren gegangenen Luſtſpielen. Auch ſagte man: Dümmer als Korybos. Dieſer ſoll ein Phrygier geweſen ſeyn ſchon zur trojaniſchen

Zeit und ſo einfältig, daß er die Wellen des Meeres zu zählen unternahm. Von einem Gaſtfreyen hieß es: Immer iſt eben Jemand in Kydons Haus. So hieß nämlich ein überaus gaſtfreier Korinther. Bûnas iſt Richter, ſagte man bei einem langwierigen Prozeſſe. An einen Namens Bûnas, oder, wie Andre ſchreiben, Bûlias aus Athen, wendeten ſich einſt in ihren Streitigkeiten die Eleer und Kaledonier, indem ſie ihn zum Schiedsrichter wählten und mit einem Eide beſchwuren, ſo lange keine Feindſeligkeiten gegen einander auszuüben, bis ſein Urtheilsſpruch erfolgt wäre. Der Schiedsrichter mochte wohl Grund haben zu glauben, daß ſein Spruch den Frieden doch nicht herſtellen würde und, um wenigſtens eine Zeitlang den Zwiſt aufzuhalten, verſchob er immer das Urtheil, bis er endlich ſtarb. Wenn jemand glaubte, einer Sache recht gewiß zu ſeyn und dennoch getäuſcht wurde, hatte man das Sprüchwort: Des Phanios Thûre, von einem blinden Geizhalſe, welchem ſein Sklave, ohne daß er es merkte, ja indem er ſich noch ſeiner Vorſicht wegen rühmte, alle Thüren öffnete. Von künſtlichen und feinen Arbeiten ſagte man zu Athen: Akeſis und Helikons Arbeit. Die

beiden hatten nämlich das schöne Peplum der Göttin Athene, der Stadtbeschützerin, verfertigt. Akesias ist sein Arzt, hieß es von einem Kranken, mit dem es immer schlechter gieng, weil ein Arzt dieses Namens, über den auch Aristophanes irgendwo spottet, sich nur durch schlechte Kuren bekannt gemacht hatte. Nicht minder bedeutend ist die Anzahl von Sprüchwörtern, welche auf den Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten von Gegenden, Völkerschaften und Städten beruhen. So war, um an der ersten Stadt Griechenlands anzufangen, sprüchwörtlich der attische Blick, von einem freien, etwas trotzigen Aussehen. Doch weniger ehrenvoll für die Athener ist ein andres Sprüchwort: Ein Attiker hält die Hand hin, auch noch im Sterben. Dieser Geldgeiz, der hier gemeint ist, wird auch bei Plato in dem Dialog Gorgias als ein charakteristischer Zug der Bewohner von Athen angeführt und dem Perikles zur Last gelegt, er habe durch den Lohn, der durch ihn den ärmern Bürgern für manche vorher unbezahlte Functionen ausgesetzt worden sey, viel zum Aufkommen dieser Untugend beitragen. Daher mag es auch kommen, daß unter den Charakterschilderungen des Theophrast, die ganz nach

dem Attiſchen Leben gezeichnet ſind, drei verſchiedne Schilderungen vorkommen, die dieſen nämlichen Gegenſtand behandeln. Dagegen hieß es aber auch im Sprüchwort Attiſche Treue und: Ein attiſcher Zeuge, wenn man einen recht treuen, wahrheitsliebenden Menſchen bezeichnen wollte. Ueberhaupt war die griechiſche Redlichkeit in frühern Zeiten allgemein anerkannt. In dieſem Sinne ſagt auch Plautus irgendwo: Graeca mercari fide. Von den Thraziern ſagte man hingegen. Die Thrazier kennen keinen Eid. Doch dieſe gehörten ja mehr den Barbaren als den Hellenen an, und, wie ein anderes Sprüchwort ſagte: Von Tugend wiſſen die Barbaren nichts. Auch die Egyptier waren in dieſem Punkte übel berüchtigt. Im Ränke ſchmieden hieß es, ſind Egypter wohl geübt. Doch unter den Griechen ſelbſt gab es ein Volk, dem man ein gleiches nachſagte: die Einwohner der Inſel Kreta. Kretiſiren (κρητίζειν) hieß ſo viel als lügen und betrügen. Eines ſprüchwörtlichen Verſes des Epimenides ähnlichen Inhalts werden ſich die Bibelleſer aus Paulus Brief an den Titus erinnern: Die Kreter ſind immer Lügner, bösartige Thiere, und faule Bäuche.

Bekannt iſt ferner die Schwerfälligkeit, Dummheit und Geſchmackloſigkeit der Böotier. Ein böotiſches Schwein, ſagte man im Sprüchwort, und: ein böotiſches Gehör. Ebenſo hieß es von einem ſolchen Menſchen: Er wohnt in Keskos, und: Roher als ein Libethrier. Erſteres war eine Stadt in dem barbariſchen Cilicien, die Libethrier aber ein thraciſches Volk, unter welchem Orpheus ſeinen Tod gefunden haben ſoll. Die Cilicier waren überhaupt im Sprüchworte wegen ihrer Rohheit und Wildheit bekannt. Ein ciliciſcher Tod hieß ein grauſamer Tod, und unmenſchlich harte Strafen nannte man in Athen ciliciſche. Wir übergehen eine Menge anderer ähnlicher Sprüchwörter, um nicht zu viele Namen zu häufen. Auch einzelne hiſtoriſche Fakta gaben zu ſprüchwörtlichen, zum Theil ſehr treffenden Redensarten Veranlaſſung. Wie wenn man die Rubrik: «für geheime Ausgaben» in unſern Staatsbudjets ſprüchwörtlich machen wollte, ſo ſagte man in ähnlichen Fällen zu Athen: Für nöthigen Bedarf. Perikles hatte nämlich einmal während des peloponeſiſchen Krieges den ſpartaniſchen König Pliſtianax mit einer bedeutenden Summe beſtochen, um ihn zum Rückzug aus

dem athenienſiſchen Gebiete zu vermögen. Als er nun dem Volke von den öffentlichen Geldern Rechenſchaft ablegte, mochte er dieſe Ausgabe natürlich nicht angeben, und ſuchte ſie deswegen unter der oben angeführten Rubrik zu verſtecken. Ein anderes athenienſiſches Sprüchwort, wenn man nicht mehr wußte, wo ein Menſch in der Fremde ſich hin verloren hatte, hieß: Entweder iſt er todt oder er iſt Schulmeiſter geworden. Man giebt davon folgenden Urſprung an. Eine große Expedition, welche die Athener bekanntlich einmal gegen Sicilien unternahmen, mißlang gänzlich. Ein großer Theil der Mannſchaft kam um, der größte gerieth in Gefangenſchaft. Dieſe Gefangenen ſuchten ſich in der Regel ihre Lage durch Unterricht zu erleichtern, den ſie in den ſiciliſchen Städten den Kindern und jungen Leuten in der griechiſchen Sprache und Litteratur ertheilten. Wenn nun die Angehörigen in Athen ſich bei den noch übrigen zurückkommenden erkundigten, ſo erhielten ſie in der Regel immer die oben angeführten Worte zur Antwort, welche man auf dieſe Art ſo oft wiederholen hörte, daß ſie endlich ſprüchwörtlich wurden. Wenn Jemand ſich ſelbſt eine ſchlimme Lage bereitete, wendete man das Sprüchwort auf ihn an:

Die karpatiſchen Haſen. Auf der Inſel Karpathus hatte man nämlich durchaus keine Haſen. Um dieſem Mangel abzuhelfen, ließen die Karpathier ein Paar dieſer Thiere kommen, die ſich da vermehren ſollten. Bald aber nahmen ſie ſo überhand, daß keine Garten- und Feldfrüchte vor ihnen mehr zu ſichern waren, und man die größte Mühe hatte, ihnen nur einigermaßen Einhalt zu thun. Wenn jemand an einer gewiſſen Sache zweifelte, pflegte man ihm zu ſagen: Es iſt wahrer als Das bei Sagra. Man erzählte davon Folgendes: Die Lokrer ſprachen einſt in einem Krieg gegen die Krotoniaten die Lacedämonier um Hülfe an. Dieſe verſagten ihnen einen thätigen Beiſtand; um ſie jedoch nicht ganz ohne Troſt gehen zu laſſen, ſagten ſie, ſie wollten ihnen die Dioskuren als Helfer ſchicken. Der Krieg begann und die Lokrer beſiegten ihre Feinde mit dem Beiſtand der Dioskuren. Während dieſer Zeit verbreitete ſich in Sparta auf einmal ein Gerücht von einem entſcheidenden Siege der Lokrer, ohne daß Jemand die Quelle oder einen Gewährsmann des Gerüchtes angeben konnte. Nicht lange darauf kamen Boten, die deshalb aus Italien an die Lacedämonier geſchickt worden waren, zu Sparta

an, und bestättigten das Gerücht, welches anfangs wenig Glauben gefunden hatte, durch die sichersten Nachrichten. Zugleich zeigte sich, daß ungeachtet der weiten Entfernung das Gerücht an demselben Tage in Sparta schon sich zu verbreiten anfieng, an welchem die Schlacht vorgefallen war. Bekannt ist das Sprüchwort, das ähnlicher Weise von gewissen, aber doch nicht geglaubten Unglücksfällen gebraucht wird: Wahrer als der Kassandra Weissagungen. In den Kreis solcher historischen Sprüchwörter gehört auch: Der Thracier List. Diese nämlich, einst von den Böotiern besiegt, schlossen mit ihnen einen Waffenstillstand auf zwölf Tage. Des Nachts aber fielen sie die sorglosen Böotier an, und als sie darüber zur Rede gestellt wurden, entschuldigten sie sich damit, daß sie sagten, in dem Waffenstillstande wären ja nur zwölf Tage genannt und keine Nächte.

Von den zwei letzten der oben angegebenen Klassen von Sprüchwörtern mögen folgende als Proben dienen. Einem ein Lamm schicken, hieß so viel als Krieg mit einem anfangen wollen. Bei Kriegserklärungen war es nämlich in frühern Zeiten in Griechenland Sitte, einen Herold mit einem Lamm in das feindliche Gebiet zu

ſchicken, das er daſelbſt laufen laſſen mußte. Man wollte dadurch ſymboliſch anzeigen, daß die feindlichen Wohnungen ſo zerſtört werden ſollten, daß Gras an ihrer Stelle wachſen und eine Weide für das Vieh daraus werden würde. Bei einer glücklichen Veränderung der Umſtände ſagte man ſprüchwörtlich: dem Schlechten bin ich entgangen, das Beßre hab ich gefunden. Bei den Hochzeitsfeſten in Athen war es Sitte, einen Knaben mit Dornen und Eichlaub zu bekränzen und ihm einen Korb voll Brod zu geben, der dann in der Geſellſchaft herumgieng, und die oben angegebenen Worte ſprach, alles zur Erinnerung an jene alte rohe Zeit, wo die noch wilde Menſchheit die Gaben der Ceres nicht hatte und ſich von Eicheln nährte. Er verdient den Schild zu Argos hieß es von einem beſonders gut gearteten Knaben, der zugleich von edler Abkunft war. Denn ſolche Knaben, die ſich durch beides auszeichneten, wurden ausgewählt, um in Argos zu gewiſſen Zeiten mit Schilden verſehen, einen feierlichen Umgang zu halten. Von Geſprächen, Geſängen und andern dergleichen Dingen, wenn ſie kein Ende nehmen wollten, ſagte man: Der arabiſche Hornbläſer! In Arabien nämlich, erzählte man, blieſen die Hirten des Nachts, wenn ſie

bei den Heerden wachten, auf einem langen Horne, und der, welcher den vorhergehenden ablöſete, nahm immer das Horn und fuhr fort zu blaſen zum Zeichen ſeiner Wachſamkeit, ſo daß der Lärm in einem fort bis zum Morgen währte. Ein moloſſiſcher Stier wurde derjenige genannt, der ſich mit vielerlei Geſchäften abgab und gleichſam zerſtückelte. Denn die Moloſſer, ein Volk in der Landſchaft Epirus, wenn ſie ein Bündniß ſchloſſen, hatten die Sitte die dabei geſchlachteten Opferſtiere in viele kleine Stücke zu zerſchneiden. Wenn Jemand wankelmüthig war, und von einem ſich ſchnell zum andern wendete, ſagte man: Er iſt wechſelnder als ein Kothurn. Die Kothurne nämlich, bekanntlich die Fußbekleidung der Schauſpieler im Trauerſpiel, waren ſo eingerichtet, daß man ſie abwechſelnd an jedem Fuß tragen konnte, da hingegen die gewöhnlichen Schuhe für jeden Fuß beſonders zugerichtet waren. Wollte man andeuten, daß Jemand vom Tode nicht mehr zu retten wäre, hatte man das Sprüchwort: Der kann jetzt auch die drei Worte ſagen. Ehe nämlich die Verbrecher in Athen hingerichtet wurden, bekamen ſie an Eſſen und Trinken, was ſie begehrten, und hatten die Erlaubniß, drei Sätze zu ſagen mit der größten Freimüthig-

keit, die ſie wollten. Dann aber wurde ihnen der Mund bis zu ihrem Tode zugebunden. Entweder achtzehn oder drei ſagten Wagehälſe, wenn ſie bei einer Sache alles aufs Spiel ſetzten. Denn beim Würfelſpiel waren achtzehn Augen das Höchſte, was man werfen konnte und drei das Niedrigſte. Wenn Jemand unverhofft und ohne Anſtrengung ein Glück fand, ſagte man: Auch wenn die Fiſcher ſchlafen, gehen die Fiſche in das Netz. Einem, welcher nachdem die Gefahr vorüber war, ſich kühn und muthig zeigen wollte, rief man zu: Die Attiſchen Schiffer im Hafen.

Catull's Liebe.

Unter den Gedichten des Catullus befinden sich mehrere, deren Veranlassung und Inhalt eine theils glückliche, theils unglückliche Liebe des Dichters ist. Obgleich durch die Sammlung seiner Gedichte zerstreut, machen sie dennoch durch die Einheit des Gegenstandes und ihre Aufeinanderfolge ein für sich bestehendes, zusammenhängendes Ganzes aus. Ich stelle sie hier in ihrer natürlichen Ordnung und in der Form des Originals verdeutscht zusammen. Weit entfernt, durch Zusätze eine Art von Liebes-Roman des Dichters hervorbringen zu wollen, werde ich nur durch kurze Andeutungen die einzelnen Stücke zu einem Ganzen verknüpfen. Außer dem unmittelbaren, poetischen Interesse, welches ein so frischer, saftvoller, duftender Blumenstrauß gewährt, geben folgende zwei Nebenrücksichten dieser Zusammenstellung vielleicht noch ein Interesse anderer Art. Einmal können diese Gedichte als Beitrag dienen zur Vergleichung, wie die Alten die Liebe fühlten und darstellten, im

Gegensatz gegen die Neueren. Man wird auch hier, wie anderwärts, finden, daß bei jenen die Liebe mehr im Sinnlichen, bei diesen mehr im Geistigen sich bewegte. Deswegen wird, wenn wir beide Arten, jede in ihrer höchsten Vollendung, das ist, der Idee nach betrachten, die antike Liebe der modernen, oder wie wir jetzt diesen Gegensatz in der Poesie zu bezeichnen pflegen, der romantischen immer nachstehen. Sehen wir dagegen, von der Idee abgewendet, auf die Wirklichkeit, so finden wir diese letztere Art der Liebe gleichwie edler und höher, also auch seltner, und der Unnatur, Falschheit, Verkehrtheit vielfältig ausgesetzt; jene andere aber, da sie weit weniger von geistiger Freiheit ausgeht, als vielmehr auf dem sichern Boden der Natur und ihrer gleichförmigen Nothwendigkeit wurzelt, ist, wenn auch an idealer und ethischer Würde nachstehend, dennoch insgemein mit frischerem Leben beseelt, in ihren Aeusserungen bestimmter, geformter und vor Verirrungen geschützter. Zweitens kann diese Zusammenstellung der Catullischen Liebeslieder auch dazu dienen, den Charakter dieses Dichters im Vergleich mit Tibullus und Propertius, mit denen er gewöhnlich verbunden wird, und mit der erotischen Elegie jener Dichter in ein helleres Licht zu setzen. Hier

zeigt ſich zunächſt folgender Unterſchied. Eine innere oder äuſſere Veranlaſſung, welche jenen Dichtern bei gröſſerer Thätigkeit der Phantaſie und der Reflexion ausgeführtere poetiſche Produktionen eingibt, bringt bei ihm häufiger nur einen kürzeren und kunſtloſeren Ausdruck des Gefühls hervor, der aber um ſo lebendiger und inniger iſt.

Die vier erſten hier gegebenen Stücke fallen in die Zeit der glücklichen Liebe unſers Dichters, welche ſich hier in ſcherzendem, aber doch empfindungsvollem Spiel und in lebensfroher Freudigkeit äuſſert. Der eigentliche Name ſeiner Geliebten, die er hier Lesbia nennt, war Clodia. Sie war aus Verona und ſomit eine Landsmännin Catulls.

An Lesbias Sperling.

(II.)

Sperling, ſüſſes Vergnügen meines Mädchens,
Mit dem freundlich ſie ſpielt auf ihrem Schooße,
Dem den roſigen Finger ſie dann hinreicht,
Und ihn neckend zu heft'gem Zorne reizet,
Wenn durch Sehnſucht nach mir gequält ſie etwas
Liebes wünſchet zum Spielen und zum Scherzen:
(Denn ſo will ſie in ihrem Schmerz ſich tröſten
Und des Herzens verzehrend Feuer dämpfen)
Könnt' ich Vögelchen doch wie ſie dich necken,
Und im Spiele der Trennung Schmerz vergeſſen!

Ein so liebliches Spielwerk wärst du mir, als
Atalanten der goldene Apfel, welcher
Einst der trotzigen Jungfrau Gürtel löste.

Auf den Tod des Sperlings.

(III.)

Weine Venus, ihr Liebesgötter, weinet,
Und was artiges es noch gibt, das weine.
Denn ach! denket der Sperling meines Mädchens
Ist nicht mehr, ach! des Mädchens einz'ge Wonne,
Den sie mehr noch geliebt als ihre Augen.
Weil so herzig er war und kannte seine
Herrin, wie nur ein Kindlein seine Mutter;
Und nie gieng er von ihrem weichen Schooße,
Munter hüpfte er dahin bald, bald dorthin,
Mit dem Schnäbelchen ihr allein nur schmeichelnd.
Und nun ist er den dunkeln Weg gegangen
Woher Niemand noch je zurückgekommen.
Euch verwünsch' ich, des Orkus finstre Mächte,
Die ihr jegliches Schöne uns hinwegrafft.
Dieses Vögelchen auch habt ihr entführet.
Traurig! traurig, unsel'ger Schmerzensvogel,
Deinetwegen erröthen meines Mädchens
Schöne Augen von heißen, heißen Thränen.

An Lesbia.

(V.)

Laß uns Lesbia lieben, laß uns leben
Und der grämlichen Alten zankend Schelten
Keinen Deut werth all zusammen schätzen.
Sinkt die Sonne: sie kehrt am Morgen wieder;
Doch wenn unseres Lebens Sonne sinket,
Folget ewige Nacht im Todesschlummer.

Gieb mir Lesbia tausend Küsse, hundert
Drauf, dann andere tausend und noch hundert
Und dann abermal tausend, wieder hundert;
Dann wann mehrere tausend wir geküsset,
Laß uns ohne zu zählen küssen, daß wir
Selbst nicht wissen wie viel, und daß kein Neider,
Hörend unserer Küsse Zahl, uns schade.

An Lesbia.

(VII.)

Wissen, Lesbia, willst du, wie viel deiner
Küsse deinem Geliebten wohl genug sind?
So viel als in der öden Wüste Sand liegt,
In Cyrenes heiß durchglühten Feldern,
Zwischen Jupiters sandumgebenem Tempel
Und dem heiligen Grab des alten Battus:
Oder ebensoviel als Sterne schweigend
Auf der Liebe verborgene Feier blicken.
Kannst du, Liebliche, so viel Küsse spenden,
Dann sagt endlich genug Catull, dein Trauter.
Denn die Späher vermögen nicht zu zählen
So viel Küsse, noch uns durch Neid zu schaden.

Nach diesem muß das glückliche Verhältniß gestört worden seyn: denn auf das letzte eben angeführte Gedicht folgt nun dieses bittere und schmerzvolle Klaglied.

An sich selbst.

(VIII.)

Catull, du armer, sey nicht länger mehr thöricht,
Noch woll' vergebens, was auf ewig flieht, suchen.

Einſt ſahſt du freilich ſchönrer Tage Licht glänzen.
Da giengſt du hin, wohin dein Mädchen dich führte,
Geliebt von dir, wie keine je geliebt wurde,
Wo uns der Liebe Scherz und ſüßes Spiel blühte,
Das ich gewünſcht, und auch das Mädchen nicht haßte.
Wohl ſahſt du einmal ſchönrer Tage Licht glänzen.
Jetzt will ſie nicht mehr, nun wohlan woll' auch du nicht.
Thor! laß ſie fliehn, mach nicht dein Leben ſo qualvoll;
Nimm Eigenſinn zu Hülfe, und ertrag's männlich.
Leb'Mädchen wohl, die Trennung trägt Catull männlich.
Nicht bittet er dich mehr, nicht ſucht er dich fürder.
Sehnſüchtig wirſt du in der Einſamkeit klagen.
Was wartet für ein freudenleeres Loos deiner!
Wer wohl beſucht dich jetzt? Wer wird dich ſchön finden?
Wen wirſt du lieben? Wer wird jetzt dich ſein nennen?
An weſſen Mund wirſt du im Kuſſe feſt hangen?
Doch du, Catull, mit ſtarkem Sinn' ertrag's männlich.

Der Schmerz über die verlorne Geliebte wird nun durch qualvolle Eiferſucht geſteigert, und ſucht ſich in Schmähungen und rächendem Spotte Luft zu machen. Beiderlei Empfindungen beſeelen folgende zwei Gedichte. Das erſtere iſt großentheils eine Nachbildung, oder vielmehr Ueberſetzung eines bekannten Liedes der Sappho.

An Lesbia.

(LI.)

Einem Gotte ſcheinet mir jener ähnlich,
Darf ich's ſagen, ſchöner noch als ein Gott ſelbſt,
Der dir gegenüber mit Liebesblicken ſchmachtet,

Dem du ſo zärtlich
Liebe lächelſt. Ach! mir betäubt dies alle
Sinne. Wie ich Lesbia dich erblicke,
So verläßt mich meine Beſinnung, flieht mich
Athem und Leben.
Meine Zunge ſtarret; ein glühend Feuer
Brennt verzehrend Mark und Gebein; die Ohren
Füllt betäubend Sauſen; die Augen decket
Nächtliches Dunkel.
Such' Catullus! Ruhe und Troſt in Arbeit:
Träge Ruhe bringet Gefahr dem Herzen,
Träge Ruhe ſtürzte der Herrſcher Thronen,
Stürzte die Freiheit.

An Cälius über Lesbia.

(LVIII.)

Jene Lesbia, Freund, die hochgeprieſne,
Jene Lesbia, die Catullus mehr als
Sich ſelbſt liebte, und mehr als all die ſeinen,
Höre! ſchweifet durch Gaſſen und durch Winkel,
Jagend nach der Quiriten edeln Söhnen.

Nach dieſen heftigeren Ausbrüchen folgt nun, ganz der Natur nach, eine mehr ruhige Wehmuth und elegiſche Stimmung.

An Lesbia.

(LXXII.)

Einſtens ſagteſt du mir, du liebteſt allein nur Catullus,
Lesbia, und du nähmſt Jupitern ſelbſt nicht für mich.
Und dich liebte mein Herz nicht mit gewöhnlichem Triebe,
Nein, wie der Vater den Sohn, wie er die Seinigen liebt.

Doch nun kenne ich dich. Fühl' gleich ich im Herzen die Flamme
Heftiger glühn, dennoch bist du mir weniger werth.
Wie das geschieht, fragst du? weil bei Untreue der Liebsten
Leidenschaft heftiger wird, Achtung und Liebe vergeht.

An Lesbia.

(LXXV.)

Nie kann sich rühmen ein Weib, daß je sie also geliebt ward.
Als ich, Lesbia, dich innig und herzlich geliebt.
Auch nicht treuer ward je ein anderes Bündniß gehalten,
Als dein Geliebter es hielt, ganz dir ergeben und treu.
Darum verwunden mein Herz auch doppelt deine Vergehen:
Das ist der Treuheit Lohn, daß ich unglücklicher bin.
Achtung kann ich dir nie, Wohlwollen niemals dir schenken;
Lieben muß ich dich stets, wenn du auch alles vollbringst.

An sich selbst.

(LXXVI.)

Giebt es Freude und Trost an rechte Thaten zu denken,
Welche man früher gethan, rein im Gewissen und gut;
Sich zu erinnern, wie man die Treu' stets heilig gehalten,
Nie durch frevelnden Schwur je einen Menschen getäuscht.
Dann hast, o Catull, du der Freuden noch viele zu hoffen,
Denkst du der Liebe dereinst, die dich jetzt ach! so betrübt.

Denn was immer ein Menſch je anderen freundliches ſagen,
Was er je thun nur kann, haſt du geſagt und gethan.
Doch das alles hat ſie, die Undankbare, vergeſſen:
Darum ſage: wozu trauerſt du dennoch um ſie?
Stärke dein männliches Herz, laß ab noch an ſie zu denken,
Und dem Schickſal zum Trotz ſchaffe dir ſelber dein Glück.
Schwer iſt es freilich, ja ſchwer ſo lange dauernder Liebe
Sich zu begeben ſo ſchnell: dennoch ſo muß es geſchehn.
Das iſt dein einziges Heil, hier gilt es zu ſiegen mit Starkmuth,
Das mußt du thun und ſey's noch ſo beſchwerlich für dich.
Kennt ihr Götter Erbarmen und habt ihr irgend ſchon jemals
Noch an den Pforten des Tod's Leidenden Hülfe gebracht:
O ſo helfet auch mir, der ſich keines Frevels bewußt iſt;
Und nehmt gnädig von mir dieſes verzehrende Feu'r,
Welches mir Mark und Gebein durchzieht, mein Leben erſtarrend,
Das aus dem Herzen mir ganz jegliche Freude verbannt.
Nicht ja erbitt' ich von euch, daß ſie mich wiederum liebe,
Daß ſie, was ſie nicht kann, aufhöre untreu zu ſeyn.
Nein; mir ſelbſt nur wünſche ich Heil und Befreiung vom Wahnſinn.
Als der Frömmigkeit Lohn ſchenket, o Götter! mir dies.

Von nun an bemerkt der verlaſſene Geliebte Spuren, daß die Ungetreue ihn doch nicht ganz vergeſſen habe. Er faßt ſie begierig auf, und in der dunkeln Hoffnung die Verlorne wieder zu gewinnen, neigt er ſich auch ſchon wieder zu ihrem Lobe.

Auf den Mann der Lesbia.

(LXXXIII.)

Lesbia ſchmähet auf mich vor ihrem Manne: er hört es,
Und der thörichte Narr freuet ſich über Gebühr.
Eſel, verſtehſt du es nicht? Hätt' Lesbia meiner vergeſſen
Spräche ſie nicht von mir: daß ſie nun ſchwätzet und ſchmäht,
Macht, weil ſie meiner gedenkt: ja mehr noch, daß ſie mir zürnet,
Zeigt daß gequält ſie ſich fühlt. Liebe erzeugte d Zorn.

Auf ſeine Liebe.

(LXXXV.)

Haſſen muß ich und lieben zugleich; doch wie das geſchehe,
Frage mich nicht: daß es iſt fühle ich leider zu ſehr.

Quintia und Lesbia.

(LXXXVI.)

Quintia nennet man ſchön: ich nenne ſie blendend von Weiſſe,
Nenne ſie grad' und ſchlank; lobe das einzelne ſo.
Dennoch iſt ſie nicht ſchön, dieweil ihr fehlet die Anmuth;
Ohne ein Körnchen Verſtand iſt ſie, die große Geſtalt.

Lesbia nenne ich schön, weil an ihr des Ganzen Vollendung,
Weil sie vereinet in sich jeglicher Grazie Schmuck.

Auf Lesbia.

(XCII.)

Lesbia lästert mich stets, nie höret sie auf mich zu schmähen;
Sterben will ich zur Stund', wenn mich nicht Lesbia liebt.
Grundlos scheint dir der Spruch? so will ich anders ihn sagen:
Sterben will ich zur Stund, wenn ich nicht Lesbien lieb'.

Bei der nähern Aussicht einer glücklichen Versöhnung vergißt der vorher so schmerzlich verwundete, so bitter gereizte, alle seine frühere Schmerzen, Klagen, seinen Unwillen, seine Vorwürfe und Rache. Nicht allein vergißt er es selbst, er will auch bei andern das Andenken daran vertilgen.

An Einen über Lesbia.

(CIV.)

Glauben konntest du je, daß ich mein Leben gelästert,
Meine Lesbia, die theurer als alles mir ist.
Hätt' ich das jemals gekonnt, nicht wäre so groß meine Liebe.
Nein; ihr irret euch sehr, alle die solches gesagt.

Endlich sehen wir die schöne Ungetreue sich dem Geliebten wiederschenken, seine Freude dar-

über und ſeinen tiefgefühlten Wunſch einer ungetrübten Zukunft. Nachdem auf dieſe Art alle Kriſen jener mächtigen Leidenſchaft durchlaufen ſind, die Befriedigung der glücklichen Liebe, der Schmerz der Trennung, Eiferſucht, ſchmähende Rache, ſtillere Wehmuth, Hoffnung und endliches Wiederfinden: ſo findet hier dieſer kleine Cyklus lebensvoller Lieder ſeinen natürlichen Schluß.

An Lesbia.

(CVII.)

Wird, was man heiß ſich erſehnt, ganz wider Verhoffen gewähret,
O dann erquicket das Herz Freude und Wonne zumal.
Solche Gefühle erquicken mich jetzt, die mit Gold nicht zu ſchätzen,
Weil du Lesbia dich wieder dem Liebenden ſchenkſt;
Weil du aufs neue dich ſchenkeſt dem Liebenden wider Verhoffen,
Weil du es ſelbſt ſo gewollt. Herrlicher, glücklicher Tag!
Wer, ſo frag ich mit Stolz, lebt jetzt ein glücklicher Leben?
Wer mit größerem Recht wünſchet ihm ewige Daur?

An Lesbia.

(CIX.)

„Reich an Freuden fortan ſey unſre erneuerte Liebe
Und ohn' Ende zugleich:“ alſo gelobeſt du mir.
Mächtige Götter, o gebt, daß ſie die Wahrheit geſprochen,
Daß aufrichtig und treu ſie das Verſprechen gethan;
Und daß ſicher und feſt bis zu unſerer Tage Vollendung
Unſerer Lieb' und Treu heiliges Bündniß beſteh'.

Baiä, ein römiſcher Badeort.

Bei der jetzt so allgemeinen Vorliebe für den Aufenthalt in Bädern und für die Vergnügen und Zerstreuungen derselben, mag es vielleicht nicht ohne Interesse seyn, den berühmten altrömischen Badeort Baiä der Betrachtung vorzuführen. Alles was uns in den glänzendsten und besuchtesten Bädern unserer Zeit gefällt, Schönheit der Gegend, lebendiges Menschengedränge, gewählte Gesellschaft, heitere, freiere Lebensweise — alles das finden wir in diesem römischen Bade, aber auf römische Art, das ist, höchst großartig und mit einem über unsern gewöhnlichen Maaßstab für solche Dinge weit hinausreichenden Aufwand von Kraft und Mitteln. Freilich müßte man selbst dort gelebt und mit der großen römischen Welt die Badezeit dort zugebracht haben, um ein recht lebendiges Gemälde davon entwerfen zu können. Nun aber müssen wir uns damit begnügen dasjenige zusammenzustellen, was Augenzeugen unter den Alten hie und da zerstreut in ihren Schriften erzählen.

Unter allen Gegenden Italiens galt den Alten immer die Küste von Campanien für die reizendste und herrlichste. Das warme aber dennoch durch die Seeluft wieder erfrischte Klima, die üppigste Fruchtbarkeit des Bodens, die malerische Schönheit der Gegend, welche die trefflichsten Ansichten auf der Land- und Seeseite darbietet — alles traf zusammen, um den dortigen Aufenthalt angenehm und reizend zu machen. War nun so diese selige Küste gleichsam das Auge Italiens — wie sie irgendwo genannt wird — so könnte man einen Theil derselben, nämlich die Gegend von Baiä, den Stern dieses Auges nennen. Natur und Kunst hatten sich vereinigt, um diesen Ort mit seinen Umgebungen vor allen andern auszuzeichnen. Vor sich hatte man den schönen Meerbusen, an dessen einem Ende das reizende Puteoli (jetzt Puzzuolo), am andern Misenum lag; zwischen diesen beiden Punkten das herrlichste Ufer, bedeckt mit Landhäusern, Gärten, Tempeln und andern Gebäuden. Landeinwärts in einem Umkreis von wenigen Stunden um Baiä gab es eine Menge von Naturmerkwürdigkeiten und malerischen Ansichten. In der Nähe von Puteoli erhob sich der schöne Berg Taurus mit seinen berühmten Weinreben; in seiner Nähe gegen das Meer zu stand eine von

Cicero's Villen. Westlich davon eine Meile von Baiä lag der dunkle averniſche See mit den ſchwarzen Todesſchatten der ihn dicht einſchlieſſenden Cypreſſen. In dieſer einſamen ſchauerlichen Wildniß dachte ſich das Volk lange Zeit hindurch den Eingang zu dem Schattenreich. Es iſt dieß dieſelbe Gegend, wo auch Virgil den Aeneas in die Unterwelt hinabſteigen läßt. Als aber jene dunkeln Wälder gelichtet und die Hügel, die den See umgaben, abgeholzt waren, da verſchwanden dieſe Sagen, wie Strabo bemerkt, und das Dunkel jener poetiſchen Phantaſien löſte ſich auf in helle, aber inhaltsleere Proſa. Zwiſchen dem Averner See und dem Meer lag der Lucriner See, berühmt durch ſeine trefflichen Fiſche. Auguſtus hatte ihn durch einen Kanal mit der offnen See verbinden laſſen, und dadurch ſo wie durch ungeheure in das Waſſer geſetzte Dämme einen Hafen gebaut, der nach des Erbauers Namen Portus Julius hieß. Nicht weit von dem See Avernus zeigte man die Höhle, wo einſt die Seherin Sibylle in begeiſterter Raſerei Orakel gab. Noch ſieht man dieſe Höhle und weitläufige damit zuſammenhängende Subſtructionen. In der Nähe die Stadt Cumä, intereſſant als die älteſte griechiſche Colonie in Italien und ausgezeichnet

auch noch in der Kaiserzeit durch griechische Eigenthümlichkeit und Feinheit im Leben und den Sitten der Einwohner. Südlich davon lag der Acherusische See (jetzt Coluccio), über den Charon die Seelen der Abgeschiedenen in das Todtenreich führt. Von diesem See und den ihn umgebenden dunkelbewachsenen Hügeln und Felsen kam man in eine freundliche schöne Ebene, die elisäischen Felder genannt. Es war ganz natürlich, daß die frühere Vorwelt dort ein solches Abbild der Hölle und des Aufenthaltes der Seligen sah. Der abspringende Wechsel von schauerlichen und sanften Naturscenen erregte die Phantasie, und der durch vulkanische Boden der ganzen Küste, heisser Quellen, Schwefel und Feuer hatte allerdings etwas infernalisches. Wir haben etwas Aehnliches in unserm Vaterland. Wenn man nämlich aus einem der Hauptthäler des Schwarzwaldes in das Breisgau herabsteigt, kommt man durch ein enges, starres Felsenthal in die gesegnete, lachende Ebene, worin Freiburg liegt. Jenes Thal heißt schon seit Jahrhunderten Hölle und die daran stoßende Ebne Himmelreich. Wäre der Gegensatz im Charakter dieser Gegenden noch stärker und hätten die Bewohner die südliche Lebhaftigkeit der

Phantaſie, ſo hätte es gewiß auch hier nicht an einer weitern poetiſchen Ausmahlung dieſer Bilder gefehlt. Südlich von den zuletzt genannten eliſäiſchen Feldern war der große Hafen von Miſenum, das jetzige mare morto. Dort war die Hauptſtation der römiſchen Flotte im mittelländiſchen Meere. Man kann daraus ſchließen, welcher lebhafte Verkehr, welches regſame Treiben hier geweſen ſeyn muß: gewiß eine der intereſſanteſten Excurſionen, die man von Baiä aus machen konnte. Nicht weit davon war eine Villa des berühmten Redners Hortenſius und ein großes künſtliches Baſſin auf acht und vierzig ſteinernen Pfeilern, das jetzt unter dem Namen Piscina mirabile bekannt und bewundert iſt. Endlich ſchloß den Halbkreis des Meerbuſens auf dieſer Seite das Vorgebirg Miſenum, ausgezeichnet durch eine entzückende Ausſicht, die man von hier aus hatte, durch große Bauwerke von Bädern, wovon jetzt noch Trümmer übrig ſind in der ſogenannten Grotta dragonara und die vortreffliche Villa des Lucullus.

Mitten in dieſen Merkwürdigkeiten und Naturſchönheiten lag Baiä. Man leitete ſeinen Urſprung und Namen von Baios einem Gefährten des Ulyſſes ab. In der römiſchen

Geschichte wird Baiä mehrmal genannt, aber bei keinen erfreulichen Veranlassungen. Hier schlossen Cäsar, Pompejus und Crassus das Bündniß zum Untergang der Republik. Der hoffnungsvolle angebetete Marcellus wurde hier vergiftet, und hier war es, wo Nero seine Mutter Agrippina in das Schiff begleitete, in dem sie auf seine Veranstaltung den Tod finden sollte. Diese Schreckensscenen stehen in geradem Widerspruch gegen die freundliche, herrliche Natur der Gegend. Die Alten können die Stadt nicht genug in dieser Hinsicht preisen. So sagt Martial irgendwo: (1)

„Baiä, der holden Venus goldnes Ufferland,
Das lieblichste Geschenk der gütigen Natur,
Baiä auch tausendfach, Flaccus, von mir gelobt
Wird nie genug gelobt, der wunderschöne Ort.“

Dagegen galt bei andern die Lage des Ortes für nicht ganz gesund. (2) Wie dem auch sey: den besten Beweis von der allgemeinen Vorliebe, die man für Baiä hatte, geben die ungemein vielen Landhäuser und andern Anlagen, welche die Reichen und Großen der weltherrschenden Stadt hier hatten. Marius, Cäsar, Pompejus hatten hier Villen, doch in etwas anderer Art angelegt als die spätern. Später zog man nämlich die Nähe des Mee-

res und die Ebne vor. Jene Häuser aber waren auf die höchsten Punkte gebaut, wie unsere Ritterschlösser. Zu dieser Vergleichung veranlaßt uns Seneca's (3) Nachricht über dieselben. «Es kam jenen Männern wohl vor, sagt er, es sey passend für Kriegsleute von oben herab, das Land weit und breit mit seinem Blick zu beherrschen, so daß man diese Gebäude, wenn man auf ihre Lage und Bauart sieht, eher für Castelle als für Villen hält.» Nebst diesen gab es dort noch eine Menge Landhäuser mehr oder wenig bekannter Männer. Sie bildeten um Baiä herum eine eigne Stadt, wie sich Strabo (4) ausdrückt. Ein besonders heimliches und schönes Plätzchen muß sich ein gewisser Vatia ausersehen haben. In den traurigen und gefährlichen Zeiten der Regierung des Tiberius hatte sich derselbe gegen den Lucriner See hin an einem einsamen, stillen Orte eine Villa gebaut, und lebte da, ohne seinen Reichthum auf glänzendere Art benützen zu wollen, in dem tiefsten Frieden und der ungestörtesten Muße. So oft in Rom ein neues Opfer der Anklägerei und der tyrannischen Laune des Machthabers fiel, sagte man sprüchwörtlich zum Lob des vorsichtigen Einsiedlers: «Vatia, du allein verstehst zu leben.» Der

Philoſoph Seneca aber meint, ſo in Unthätigkeit zu vegetiren, verdiene nicht den Namen Leben; er ſey nie, ſagt er, bei Vatias Lebzeiten an jener Villa vorübergegangen, ohne zu ſagen: « hier liegt Vatia. » (Vatia hic situs est.) (5) Noch zeigt man die Trümmer dieſes Sitzes der Ruhe und Einſamkeit. Die meiſten Häuſer der römiſchen Großen waren an das Meer gebaut, ja ſogar ſelbſt in das Meer hinein. Durch den großartigen Sinn und die überſchwenglichen Mittel der Beſitzer wurden hier bewunderungswürdige Werke aufgeführt, von denen jetzt noch die impoſanteſten Trümmer übrig ſind. Beſonders muß dieſe Liebhaberei für Waſſerbauten im auguſteiſchen Zeitalter geherrſcht haben. Wenigſtens ruft der lebensweiſe Horaz einem Reichen zu, der keine größere Sorge im Leben als ſolche Bau-Unternehmungen hatte: (6)

Du dem Tode nah verdingſt
Zu haun noch Marmorblöck und nicht des Grabmals
Denkend thürmſt du Häuſer auf,
Und drängſt dem Meere, das an Baiä herrauſcht
Sein Geſtade mit hinaus,
Zu knapp auf feſtem Uferland begütert.

Das iſt dieſelbe Klaſſe von Menſchen, die er an einer andern Stelle ſo treffend charakteriſirt. (7)

„Kein Meerbuſen der Welt ſtrahlt anmuthsvoller denn Baiä“
Sprach ein Reicher das Wort; ſtraks fühlet das Meer und der Landſee
Liebe des haſtigen Herrn: und ſobald ihm kränkliches Lüſtern
Neue Geſicht eingab: „Auf! morgen des Tags gen Teanum
Zimmerer ſchafft das Geräth'.“

Solche großen in das Meer hineinreichende Bauten erhielten eine eigne Feſtigkeit durch eine beſondre Art von Sand, der in der Nähe von Baiä und Puteoli gefunden wurde und einen ungemein feſten Mörtel gab, der ſich unter dem Waſſer immer noch mehr härtete. Das zeigen noch die Trümmer, die ſich aus den gewaltſamen Zerſtörungen der Erdbeben und der Barbaren gerettet haben.

Nachdem wir die Lage und Umgebung Baiä's betrachtet haben, wollen wir nun ſehen, wie für die zwei Haupterforderniſſe eines jeden Bades hier geſorgt war: ich meine die Bäder und Unterhaltungen. Die Bäder waren warme mineraliſche Quellen und vorzüglich natürliche Dampfbäder von Schwefel. Sie waren wegen ihrer Heilſamkeit ungemein geprieſen und beſucht. Doch gab es auch Zeiten, wo der Rath der Aerzte und die Mode-Bäder von entgegen-

gesetzter Temperatur vorzog. Das war besonders der Fall seit Antonius Musa, Leibarzt des Kaiser Augustus. Dieser hatte seinen Herrn, der durch Schweißbäder dem Tod nahe gebracht worden war, durch die entgegengesezte Cur gerettet. Nun suchte alles Gesundheit und Stärkung in den kalten Bädern. So erzählt Horaz, daß ihm Antonius Musa ebenfalls verordnete, Baiä mit den kalten Quellen von Gabii und Clusium zu vertauschen. Daran konnten nun freilich die guten Baianer keinen großen Gefallen finden, wie der Dichter seinem Freund mit Laune erzählt: (8)

— — Wisse, daß mir Musa
Antonius das warme Bad zu Baiä
so viel als unnütz hält und mit den Leuten dort
mich ganz entzweit hat, die sich ordentlich
ereifern, wenn sie mich zu dieser frost'gen Jahrszeit
noch gar in kaltem Wasser baden sehn.

Als vorzüglich wirksam galten die Schwefeldampfbäder und namentlich die von Horaz erwähnten bei den Myrthen. Die ganze Küste um Baiä hatte sehr viele Stellen, wo Schwefeldampf aus Höhlen von selbst hervorkam oder durch ganz weniges Nachgraben einen Ausgang erhielt. Von dieser Art ist die bekannte Solfatara, wie die Gegend jetzt heißt. Bei den Alten hieß sie forum Vulcani oder auch die phlegrä-

schen Felder. Man gräbt hier nur Gruben von ganz geringer Tiefe, in die sich die Kranken setzen, um das Dampfbad zu nehmen. Noch ist ein ähnliches Bad übrig ganz nahe bei Baiä, die Schweißbäder von Tritola, auch Bäder des Nero genannt. Dort ist bei einer heißen Quelle eine Höhle, aus der auf einige Schritte weit eine erstickende Hitze hervordringt. Die in der Nähe wohnenden Bauern zeigen den neugierigen Fremden gegen eine kleine Belohnung die Wirkung der Dämpfe. Fast unbekleidet gehen sie in die Höhle, und nach wenigen Minuten kommen sie triefend von Schweiß zurück. Man sieht in diesem Dampfbad sechs Gänge nebeneinander; jeder ist drei Fuß breit und sechs Fuß hoch. Sie dienten als Badkammern und werden noch jetzt zu diesem Zweck gebraucht.

Für die Kranken war also, wie wir sehen, hier hinlänglich gesorgt. Aber die Gesunden, deren hier, wie in solchen Bädern gewöhnlich ist, eine noch größere Menge seyn mochte, fanden nicht weniger ihre Rechnung. Das herrliche Clima, der südliche, lebhafte Charakter der Einwohner, der Zusammenfluß so vieler Reichen bildete hier ein Leben voll Reize und Vergnügen, aber, wie es zu geschehen pflegt, nicht eben sehr in den Schranken der Ordnung und Sittlichkeit sich hal-

tend. Schon zur Zeit der Republik muß Baiä wenigstens bei den strengeren für einen solchen Ort gegolten haben. Denn Cicero rechtfertigt sich in der Vertheidigung des M. Coelius, eines jungen Mannes von etwas ausschweifender Lebensweise, daß er sich eines Menschen annehme, «der kein Gelag ausschlage, der sich parfümire, der sogar schon Baiä besucht habe.» Man sieht, der Redner spricht mit Ironie; aber das steht mit dem oben bemerkten nicht in Widerspruch. Eben so kann sich Propertius nicht genug beeilen, seine Geliebte von diesem gefährlichen Aufenthalt zurückzurufen. (9)

«Schnell, mein Mädchen, nur schnell, verlasse den Ort der Verführung;
Viele Liebende schon hat er zur Trennung gebracht. Züchtigen Frau'n ist dieß ein zu gefährliches Ufer.
Fort von dem baischen Bad; mög' es versiegen zur Stund'.»

Der strenge Stoiker Seneca (10) spricht mit noch schärferem Tadel von diesem paradiesischen Orte. Zugleich erfahren wir von ihm verschiedene recht interessante individuelle Züge des dortigen Lebens. Eines der Hauptvergnügen bestand in Wasserfahrten an der Küste. Immer sah man da auf dem Meer muntere Gesellschaften in schön gezierten Kähnen hin und her schaukeln: Musik und fröhlicher Jubel ertönte bis spät in die Nacht

dazwiſchen. Die Bahn, welche die Kähne durchfuhren, wurde mit Roſen beſtreut. Andre ſaßen beim frohen Mahle am Ufer: dabei fehlte es nicht an ſchönen und gefälligen Mädchen und Frauen. In der Stadt ſelbſt muß ein ungemein lebendiges, lärmendes Drängen und Treiben geweſen ſeyn. Seneca wenigſtens gibt in dieſer Hinſicht von ſeinem Aufenthalt in einem dortigen Gaſthof und Badhaus ein Gemälde in den ſtärkſten Farben. Da hörte man von Frühem an ſolche, die gymnaſtiſche Uebungen vornahmen, der Unterhaltung wegen, oder, was bei den Alten gewöhnlich war, wegen der Geſundheit; daneben das Klagen oder um Hülferufen der Kranken in den Bädern, und deren, wie Seneca ſagt, die ſich krank ſtellten; ferner die Bader und Salber (Alipten), welche mit großem Lärmen umhergingen und die Badenden abtrockneten, rieben und ſalbten. Andre ſpielten in der Nähe Ball und zählten die Treffer mit lautem Geſchrei. Da ſang einer im Bad, dort ſtürzten ſich welche in die Baſſins, die zum Schwimmen beſtimmt waren, mit großem Geräuſch; hier wurde ein Dieb feſtgenommen, der vergebens auszureißen ſuchte. Dazwiſchen ſchrien eine Menge Leute, die Kuchen, Backwerk und Eßwaren aller Art feilboten. (10)

Welchen Contraſt bildet gegen dieſes laute, reiche Leben der jetzige Zuſtand dieſer Gegend! Der Lärm der fröhlichen Geſellſchaften iſt längſt verhallt, der Geſang der Freude verſtummt. Alle die herrlichen Villen, Tempel, Bäder ſind theils ganz verſchwunden, theils nur noch in einzelnen zerſtreuten Trümmern übrig. Das einſt ſo blühende Baiä iſt ein Haufen Steine und der ſonſt ſo lebhafte Hafen verſchüttet und kaum von einzelnen Fiſcherkähnen beſucht. Das Land rings umher iſt wenig angebaut, voller Sümpfe und daher höchſt ungeſund. Das Schloß Baia, auf einer Höhe gelegen, iſt faſt der einzige noch bewohnte Ort und auch hier ſoll die Sterblichkeit in den heißen Monaten unter der Beſatzung bedeutend ſeyn.

---

(1) XI. 80. (2) Cicero Epp. fam. IX. 12. (3) Epist. 51. (4) V. p. 197. (5) Ep. 57. (6) Od. II. 18. (7) Epist. I, 1, 85. (8) Ebend. 15, 2. (9) I, 11. (10) Epist. 57.

Ariſtoteles als Lehrer Alexanders.

Philippus, König von Macedonien, war geistreich und talentvoll genug, um an wissenschaftlicher Bildung Reiz und Gefallen zu finden. Zugleich hatte er es an sich selbst, wie früher an seinem Vorbilde, dem großen Thebaner Epaminondas, hinlänglich erfahren, wie sehr durch einen wissenschaftlich ausgebildeten Geist politische Wirksamkeit und Herrschaft gestützt und gehoben werden kann. Was war demnach eher zu erwarten, als daß er die nämlichen Vorzüge auch seinem Sohne zu geben trachtete? Aristoteles wurde ausgewählt, um seine Absichten zu verwirklichen. Dieser große Mann war damals noch nicht als Lehrer öffentlich aufgetreten, aber durch Schriften berühmt, und ausserdem dem ganzen Hause des Philippus genau bekannt. Er selbst war gebürtig aus Stagira, einer macedonischen Stadt, und sein Vater Nikomachus war Leibarzt und Freund des Amyntas, Vaters des Philippus. Schon frühe war er von Philippus deswegen zu diesem Geschäfte bestimmt. Gleich bei

Alexanders Geburt schrieb er ihm: (1) «Wisse, daß mir ein Sohn geboren worden ist. Vielen Dank habe ich darum den Göttern: aber nicht sowohl wegen der Geburt des Kindes, als weil es gerade in deiner Zeit geboren wurde; denn ich hoffe, daß es, von dir erzogen und gebildet, einst meiner und der Herrschaft würdig werden wird.» In diese frühere Zeit, da Aristoteles noch in Athen lebte, können auch die beiden noch übrigen Briefe desselben an den Philippus fallen. Aus dem einen dieser Briefe mag ein Theil hier seinen Platz finden, weil man daraus schließen kann, wie frei von schlechten oder kleinlichen Absichten der Mann auf die Bildung des jungen Königsohnes gewirkt haben muß, der mit so edler Freimüthigkeit gegen den Vater sich äußerte. «Diejenigen, schreibt er, (2) welche die Herrschaft führen zur Wohlfahrt der Untergebenen, nicht blos weil sie durch Zufall oder Natur oben an stehen, verlassen sich nicht auf ihre Gewalt, welche dem Wechsel unterworfen ist, sondern sie vertrauen auf ihre Tugenden, und regieren wohl und mit Weisheit. — Deswegen unterlasse es Hellas, nach tyrannischen Grundsätzen vorzustehen, oder mit harter Willkühr: denn das eine ist ein Beweis von Unüberlegtheit, das andere von offenbarer Thorheit.»

Fünfzehn Jahre hatte Alexander, als Aristoteles seine weitere Ausbildung übernahm; er selbst stand in dem reifsten Mannes-Alter, in seinem zwei und vierzigsten Jahre. Alexander mit nicht geringeren Geistesgaben, als sein nachheriges unermeßliches Glück, war durch frühern Unterricht gehörig vorbereitet, und sein ganzes Wesen, gleichsam als wollte ihn die Natur für die Kürze seines Lebens entschädigen, schon in diesem ersten Jünglingsalter zu männlichen Thaten und Gedanken reif. Dabei war er voll Wißbegierde, Seelenhoheit, begeistert von den Idealen alter Heldengröße, zwar voll Selbstgefühl, und deswegen durch keine Art von Zwang zu bestimmen, aber, was für das Geschäft des Erziehens von der höchsten Wichtigkeit ist, durch Gründe mit Sicherheit zu allem Guten zu lenken. (3) Auf der andern Seite hatte des Aristoteles großer Geist, der wohl einzig genannt werden darf, nicht allein die ganze Summe der philosophischen und historischen Bildung seiner Zeit in sich allein vereinigt, und mit bewunderungswürdiger Kraft weiter gebracht, sondern er war auch nach der ganzen Art seines Strebens und Wissens geschickt und gestimmt nach außen zu wirken. Was war aus einem solchen Zusammentreffen nicht zu erwarten? Der Eine hatte Kraft

und Beruf, den Erdkreis zu erobern und zu beherrschen, der Andre hatte dem menschlichen Geiste und der Wissenschaft eine neue Welt entdeckt und unterworfen. Beide standen am Wendepunkt einer für die Griechen nach innen und außen neuen Zeit. Das politische Leben der griechischen Republiken war theils verwelkt, theils gewaltsam zerstört; und in dem geistigen Leben, und was als Maaßstab desselben gelten kann, in der Philosophie giengen nicht geringere Veränderungen vor. Von frühem Anfange an hatte zwar der stets rege Griechengeist gedacht und geforscht, aber bis dahin, auch noch in Plato, immer geschmückt oder gehindert durch nationelle und überlieferte Religionsansichten, und folgend der leuchtenden Spur jener alten Heroen und heiligen Sänger. Aristoteles zuerst zerriß den Kranz der griechischen Musen, und durch ihn erst entwand sich gänzlich die freie, nur nach allgemeinen Gesetzen des Denkens geregelte philosophische Forschung dem Schoose der vaterländischen Religion und Poesie. Wurde diese Ansicht gleich erst später allgemeiner, so mußte sie doch in demjenigen, in dessen Geiste sie am lebendigsten und klarsten erwachte, bei jedem Verhältnisse rege seyn, und gewiß am meisten dann,

wenn dieſe Ueberzeugungen und Erkenntniſſe einem ſo hoch geſtellten, wirkungsreichen Zöglinge mitgetheilt werden konnten. Welche waren denn nun die Diſciplinen, die der ernſte Weiſe lehrte, wenn er dem jungen, blühenden Königsſohne gegenüber war?

Bekanntlich beruhte ein Haupttheil des griechiſchen Unterrichtes auf der Kenntniß der Dichter, namentlich des Homer. Wenn wir deswegen leſen, Ariſtoteles habe eine neue Recenſion der Iliade für Alexander beſorgt, ſo geſchah dieſes wohl nicht blos zur unterhaltenden Lektüre, ſondern wahrſcheinlich auch zum Behuf der Erklärung bei dieſem Unterricht. Es kam ihm hier die ſchwärmeriſche Vorliebe Alexanders für die Homeriſchen Geſänge entgegen, welcher in Achilles ſein Vorbild fand und in der Betrachtung jenes kräftigen Heldenlebens das edelſte Vergnügen und Anfeuerung zu ähnlichen Thaten. Es iſt kein leerer Einfall, zu vermuthen, daß jene neue Ausgabe des Homer, (bekannt unter dem Namen ἡ ἐκ τοῦ νάρθηκος, wegen des koſtbaren Behältniſſes, worin Alexander ſein Exemplar in dem perſiſchen Feldzuge mit ſich führte,) vielleicht ohne dieſe Vorliebe des Alexander nicht entſtanden wäre. (4) Daſſelbe mag gelten auch von

den andern Aristotelischen Schriften über die Homerischen Gesänge. (5)

Nach der Kenntniß der vaterländischen Dichter wurde die griechische Jugend durch Unterricht in der Beredtsamkeit und Philosophie zum politischen Leben gebildet, wozu die meisten derjenigen bestimmt waren, welche eine höhere Bildung erhielten. Es ist mit Grund anzunehmen, daß bei Alexander der nämliche Gang befolgt wurde, da er in der Natur der damaligen Verhältnisse lag, und Alexanders Bildung überhaupt griechischer Art war. Ausser den vielen verloren gegangenen Schriften rhetorischen Inhaltes besitzen wir bekanntlich von Aristoteles noch zwei Werke über Rhetorik; nicht bloße Anweisungen zu stylistischer Ausbildung, wie die der spätern Rhetoren, sondern nach der Bedeutung, welche damals noch die Beredtsamkeit hatte, praktische Anleitungen, durch Rede zu überzeugen und zu siegen, in genauester Verbindung mit praktischer Philosophie und Politik. Eines dieser beiden Werke ist Alexandern dedicirt, und zeigt sich auch seinem Zwecke ganz gemäß durch die geringere Ausführlichkeit, dadurch, daß überall das praktisch nöthigste hervorgehoben ist, und durch den Schluß, der so nachdrücklich persönliche Vorzüge durch Tugend und Verstand als erste Bedingung einer ersprieß-

lichen Wirkung der Beredtſamkeit aufſtellt. Vorangeſchickt iſt eine Zuſchrift des Ariſtoteles an Alexander, woraus wir folgende Stelle ausheben: «Wie du in dem ſchönſten Gewande vor allen übrigen erſcheinen willſt, ſo mußt du dich auch bemühen, die ausgezeichnetſte Kraft der Vernunft und Rede zu gewinnen. Denn weit ſchöner und fürſtlicher iſt es, eine verſtändige Seele als einen mit einem ſchönen Kleide angethanenen Leib zu ſehen. Auch iſt es ein Widerſpruch, daß derjenige, welcher über die wichtigſten Dinge durch die That entſcheiden will, im Denken und Reden hinter jedem andern zurückbleiben ſoll; beſonders da du doch weißt, daß in der Demokratie alle Geſchäfte zur Entſcheidung des ganzen Volkes gebracht werden, in den Monarchien aber zur Entſcheidung nach der Einſicht eines Einzigen. Wie nun die freien Staaten das gemeinſame Geſetz zu dem Beſten führt, ſo kann die deiner Herrſchaft Untergebenen nur dein Verſtand zu ihrem Glücke führen, u. ſ. w.» (6)

Mit der Rhetorik ſtehen die philoſophiſchen und politiſchen Wiſſenſchaften in dem Verhältniß des Zweckes zum Mittel. Die Politik machte nach griechiſcher Anſicht einen Theil der Philoſophie aus: natürlich, da die Philoſophie ſich im-

mer auf die wichtigsten Interessen des Lebens und Wissens wendet, und das Höchste für den Griechen der Staat war. Obgleich nun Aristoteles nach allen Seiten hin das Gebiet der Philosophie erweiterte, und durch seine logischen Schriften der Sphäre der Wissenschaft eine ganz andere Axe gab, so ist doch sichtbar, daß er mit besonderer Rücksicht und eben so glücklichem Erfolg die politischen Wissenschaften bearbeitete. Wem hätte er nun mit mehr Liebe und Eifer diese Früchte seines Nachdenkens und seiner Erfahrung mittheilen sollen, als dem jungen Erben eines nicht unbedeutenden Reiches, dem künftigen Eroberer und Gesetzgeber so vieler Völker? Ein großer Geschichtschreiber unsrer Zeit, dessen hervorstechender Charakter es ist, genaue Beobachtung des Individuellen mit allgemeinen Ideen auf das glücklichste zu vereinigen, bemerkt folgendes über den Einfluß des Aristoteles auf die politischen Ansichten Alexanders: (7) «Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Alexander alle unterworfene Völker durch Vermischung der Geschlechter und Sitten und durch Colonien in ein griechisches Reich vereinigen und auf eine Stufe der Humanität erheben, daß er durch gemeinschaftlichen Gottesdienst und Handelsverbindungen Europäer und Asiaten gewöhnen wollte, sich als

Mitbürger zu betrachten. — Als Schüler des generalisirenden Aristoteles hatte Alexander vor andern Eroberern die Neigung und das Geschick, allgemeine Gesetze vorzuschreiben.» Die erste Bemerkung mag sich besonders auf das Zeugniß des Plutarch (8) gründen. Allein die zweite scheint, wenigstens im Sinne des Geschichtschreibers, ungegründet, da Plutarch ausdrücklich berichtet: (9) Alexander habe das eben gesagte wider die Meinung des Aristoteles gethan, welcher ihm gerathen habe, die Griechen als oberster Anführer (ἡγεμονικῶς) zu behandeln, die Barbaren aber als unumschränkter Herr (δεσποτικῶς.) Dieser große Philosoph hatte auch zu viel praktischen Sinn und zu viel politische Erfahrung durch das Leben selbst und durch historische Kenntniß, als daß er eine zwar große, aber der Ausführung nach so beinahe unmögliche Idee, als diese, hätte fassen und empfehlen können. Dagegen liberale Ideen über Menschen- und Bürgerrechte, würdige Ansichten über den höchsten Zweck der Staaten, Kenntniß und scharfe Beurtheilung der politischen Institutionen im Einzelnen, das konnte Alexander von seinem Lehrer lernen, und lernte es wohl auch zum Glücke der Welt, bis er in jener traurigen Verirrung am Ende

seiner Laufbahn diese Grundsätze vergaß. Was den Einfluß betrifft, welcher von dieser Seite auf Aristoteles wirken mußte, so fand er hier Gelegenheit, die monarchische Regierungsform genauer ihrem Wesen nach kennen zu lernen, als es sonst hätte geschehen können. Wie weit er in dieser Kenntniß kam, liegt in seiner Ethik und Politik vor. Ferner, nebst einer bessern praktischen Einsicht in politische Geschäfte, gewann er hier Veranlassung zu mehreren einzelnen staatswissenschaftlichen Werken. So schrieb er für Alexander über das Königthum ein Buch, (10) dann für eben denselben über die Gründung neuer Colonien. (11) Ein anderes gleichfalls wie die eben genannten verloren gegangenes Werk historisch-politischen Inhaltes, eine Beschreibung der Gesetze und Verfassung ausländischer Völker, (12) konnte gewiß Niemand mehr durch äußere Verhältnisse begünstigt schreiben, als Aristoteles. Macedonien gränzte an viele barbarische Völker, mit denen es durch Krieg oder Gesandtschaften stets in Verkehr stand, und bei dem nachherigen Zuge Alexanders nach Asien konnte Aristoteles durch den König selbst oder durch eigne Freunde, welche in Menge sich dabei befanden, die besten und zuverläßigsten Nachrichten erhalten.

Wie die Politik, deren integrirender Theil bei Aristoteles die Ethik ist, die praktische Philosophie ausmacht, indem sie sich bezieht auf menschliches Wesen und Thun: so hat die theoretische Philosophie, nach seiner Ansicht, drei Theile: Mathematik, Physik, Theologie oder Religionslehre. (13) Die letzte, als der Zielpunkt alles Wissens und Glaubens, steht bei ihm am höchsten, und er theilte sie, der Konstruktion seiner Philosophie nach, wahrscheinlich dem königlichen Schüler zuletzt mit, der nach dem hohen Schwunge seines Geistes gewiß hiebei am aufmerksamsten dem tiefen Denker zuhörte. Alexander legte einen solchen Werth auf diese höhere Erkenntniß, daß er es ungern sah, als Aristoteles später dieselbe durch Herausgabe seiner dahin gehörigen Schriften allgemeiner machte. Ich finde darin keine innre Unwahrscheinlichkeit. Der hochstrebende Jüngling fühlte sich in so vielem über das gewöhnliche Maas der Sterblichen erhoben, und richtete seine Ruhmbegierde auf mehr als äußerliche Herrschaft, daß er diese neue Weisheit, welche durch Form und Inhalt etwas von dem früher gegebenen ganz verschiednes bot, und aus den bisherigen, wenn auch schönen Beschränkungen, den griechischen Geist in ein ausgedehnteres Feld der Forschung führte, gewiß

mit allem Enthusiasmus aufnahm und bewahrte. Plutarch und andere haben uns die zwei folgenden darüber gewechselten Briefe aufbehalten: (14) «Alexander wünscht dem Aristoteles Wohlergehen. Du hast nicht recht gethan, daß du die akroamatischen Schriften herausgegeben hast. Denn wodurch werden wir uns denn vor den andern auszeichnen, wenn die Kenntnisse, wodurch wir gebildet worden sind, allgemein werden? Ich aber ziehe es vor, durch Einsicht in den besten und wichtigsten Dingen mich auszuzeichnen, als durch Gewalt. Lebe wohl.» «Aristoteles wünscht dem König Alexander Wohlergehen. Du schriebst mir wegen der akroamatischen Schriften, und glaubst, ich hätte sie geheim halten sollen. Wisse, daß sie herausgegeben sind, und auch nicht herausgegeben. Denn sie sind nur denjenigen verständlich, welche mich gehört haben. Lebe wohl.»

Wie wir hier sehen, daß auch noch in der Entfernung die Theilnahme des Königes für das früher empfangene Wissen fortdauerte, so finden wir davon auch in einem andern für die Wissenschaft äußerst wichtigen Umstand eine bemerkenswerthe Bestätigung. Aristoteles hatte nämlich, durch den Geist seiner Philosophie geführt, nach den bisherigen, mehr oder weniger begeisterten

kosmogonischen und theosophischen Betrachtungen der ganzen Natur in ihrer Gesammtheit, zuerst eine besonnene und ruhige Anschauung und Erforschung des Einzelnen eingeleitet. Unter seinen dahin gehörigen Schriften verdanken die naturhistorischen und namentlich die nach dem Urtheil der Kunstverständigen so ausgezeichnete Thiergeschichte, wie man mit Grund behaupten kann, vorzüglich dem Andenken und der Liebe des dankbaren Königes ihren Werth, welcher durch die ausgedehntesten Veranstaltungen und dem bedeutendsten Kostenaufwand aus allen Ländern und Welttheilen Thiere sammeln und seinem Lehrer zuschicken ließ. (15)

Auch anderes lernte der wißbegierige Jüngling, als was unmittelbar mit seinem hohen Beruf in Verbindung stand, sey es aus besonderer Liebhaberei, oder durch Umgang und Einfluß des geliebten Lehrers. Aristoteles nämlich, aus einer ärztlichen Familie entsprossen, war in der Arzneiwissenschaft wohl erfahren, und hatte selbst mehreres darin geschrieben. (16) Nun weiß man von Alexander, daß er nicht nur sich für das Theoretische der Arzneikunst sehr interessirte, sondern auch seinen Freunden ärztliche Hülfe leistete, Heilarten und Diät vorschrieb; (17) nicht unähnlich hierin dem großen Peter von Rußland,

der bekanntlich öfters chirurgische Operationen mit dienstfertiger Liebhaberei vornahm.

Fünf Jahre blieb Aristoteles an Philipps Hofe, bis dieser starb. Sein zwanzigjähriger Sohn folgte ihm nach, und unternahm sogleich den Zug nach Persien. In diese Zeit des Regierungsantrittes Alexanders scheint der erste schöne Brief an Alexander (von den zwei noch übrigen) zu fallen, von denen der andere oben gegeben worden ist. «Indem ich mich, schreibt er, (18) an dich wende, weiß ich nicht, wo oder wie ich zunächst anfangen soll. Denn wohin ich sehe, erscheint mir alles groß und ausgezeichnet und nichts der Vergessenheit werth; sondern vielmehr werth solcher Ermahnungen und Erinnerungen von meiner Seite, die den Wechsel aller Zeit aushalten können. Denn auf wirklich gute Belehrungen und Ermahnungen derer, welche unterrichten, achtet die ganze Folgezeit. So bemühe dich denn also, deine Regierung mit Wohlthun und nicht mit Stolz anzufangen. Denn Wohlthun ist das schönste im Leben: das ist es, welches unsrer sterblichen Natur, wenn sie auch, dem Laufe des Schicksals nach, sich aufgelöst hat, dennoch ein durch seine innere Größe unsterbliches Andenken verschafft. Daran denke stets. Du bist ja auch nicht ohne ver-

künftige Bildung aufgewachsen, wie andere deines gleichen, die deswegen in verkehrten Ansichten befangen sind. Ehrenvolle Abstammung, ererbte Herrschaft, Erziehung nach festen Grundsätzen, ausgezeichneten Ruhm — das alles hast du erhalten. So hoch du nun durch das Glück gestellt worden bist, in demselben Maaße mußt du unter den Guten durch Tugend voranstehen. Schlüßlich wünsche ich dir, daß du nur Ersprießliches unternehmen mögest, und dann — Vollbringen deinen Entschließungen!» — Aus Macedonien gieng Aristoteles nach Athen zurück, und lehrte dort im Lyceum noch dreizehn Jahre. So lange er bei den macedonischen Königen lebte, hatten ihm beide die ausgezeichnetsten und herzlichsten Beweise ihrer Liebe und Dankbarkeit gegeben, und er hatte auf beide einen bedeutenden und wohlthätigen Einfluß ausgeübt, so wie andrerseits dieser Aufenthalt auf sein wissenschaftliches und übriges Leben von bleibender Wirkung war. Auf seine Verwendung wurde das von Philipp im Krieg zerstörte Stagira wieder hergestellt. Er selbst gab der Stadt Gesetze und Verfassung, und auf solche Art Beweise seiner praktischen Weisheit. Ebenso rettete er Eresus auf Euboea durch seine Fürsprache bey Alexander. Dieser König selbst hatte voll

Liebe und Bewunderung das schöne Wort gesprochen: er ehre Aristoteles nicht weniger, als seinen Vater; denn diesem verdanke er das Leben, jenem aber ein wohl und löblich geführtes Leben.

Indessen sollte ein so schönes Verhältniß nicht ungetrübt bis zum Ende fortdauern. Kallisthenes, ein Sohn der Nichte des Aristoteles, ein geistreicher Philosoph von untadelhaften Sitten, aber freimüthiger, als es bei Königen erlaubt ist, kam in Verdacht, an einer Verschwörung gegen Alexander Theil genommen zu haben, und brachte den königlichen Argwohn und Unwillen auch auf seinen Anverwandten, Aristoteles. Dieß der Anfang der Kälte und Entfremdung gegen den Lehrer. Wir übergehen die nähere Erzählung der Umstände, und bemerken nur noch folgendes: Aristoteles konnte freilich unmöglich mit Gleichgültigkeit die unglückliche Ausartung des Königes ansehen, welcher erdrückt von einer größern Macht, als ein Sterblicher ertragen zu können scheint, und berauscht von Jugend, Glück und Hoheit, um so fester in dieser Gesinnung blieb, je mehr dieser Verirrung ein durch große Ideen exaltirter Geist zum Grunde lag; welcher lieber Gott und Despot des größten Reiches der Welt seyn wollte, als nach der gleichheitslieben-

den und der Glorie der Majestät nicht günstigen griechischen Vernunft und Sitte regieren. Allein, daß er an dem Tode des Königes Antheil gehabt haben soll, ist eine so ungegründete historische Sage, und das natürliche Hinscheiden desselben so gewiß, daß man, um den Ruhm des großen Mannes nicht zu beflecken, diese Notiz eher vergessen als widerlegen sollte.

Anmerkungen.

(1) Aristot. Op. ed. Duval. t. IV. p. 789.

(2) Ibid. p. 788.

(3) Plutarch. Alexand. Cap. 7. t. IV. p. 259. ed. Hutten.

(4) Ueber dieſe Recenſion ſ. Wolf. Prolegom. p. CLXXXIV.

(5) *Ὁμηρικὰ ἀπορήματα* und *προβλήματα*; dann noch *ἀπορήματα ποιητικά*. Fabricii Bib. Gr. t. III. p. 398.

(6) Rhetor. ad Alexandr. t. III. p. 831. ed. Duval.

(7) Johannes Müller Allgemeine Geſchichte. Bd. I. S. 160.

(8) De Alexandr. virt. I, 6. t. IX. p. 38. 41.

(9) L. c. p. 88.

(10) Fabric. Bib. Gr. t. III. p. 390.

(11) Ibid.

(12) *Νόμιμα βαρβαρικά*. Fabric. l. c.

(13) Aristot. Metaphys. VI, 1. p. 347. XIII, 7.

(14) Aristot. Op. t. IV. p. 789. ed. Duval.

(15) Plin. Hist. nat. VIII, 17. t. II. p. 79. ed. Bipont.

(16) Fabric. Bib. Gr. t. III. p. 395.

(17) Plutarch. Alex. cap. 8. p. 260.

(18) Aristot. Op. t. IV. p. 789.

Ueber das Sittliche

in der

griechiſchen Volksreligion.

Eine Rede.

Wie die Gottheit in der bewußtloſen Natur ſich durch eine unerſchöpfliche Fülle verſchiedener Formen äußert: ſo offenbart ſie ſich auch in dem Bewußtſeyn, welches dem Menſchen von ihrem Weſen inwohnt, auf die verſchiedenartigſte, mannigfaltigſte Weiſe. Kein Theil der Welt iſt ausgeſchloſſen von dem allgemeinen, unendlichen Leben, das alles durchdringt; eben ſo iſt keine Art des religiöſen Glaubens ohne allen Antheil an dem Göttlichen. Nur ſind hier wie dort unvollkommne und vollkommnere Gebilde, trübe und klare, gleichſam nur erſt begonnene und mehr vollendete Erſcheinungen des Weſens. Aber nirgends wird der Forſcher auf dieſem Gebiete ſtehen, ohne mit jenem alten Weiſen ſagen zu können: « Tretet herein; auch hier ſind Götter. » In einem langen, unabſehbaren Zuge wallen die Völker vom Anfang der Zeiten her, und bringen dem Ewigen ihre Opfer und Gebete, ein jedes nach ſeiner Weiſe, vom Aufgang bis zum Niedergang, von den tiefſinnigen Prieſtern des alten Indiens bis zu un-

sern Vätern in den heiligen Eichenhainen. Welche Fülle religiöser Gefühle, Anschauungen, Erkenntnisse ist uns hier gegeben! Unter allen Völkern der Vorwelt jedoch ist außer d[illegible] enigen, welches bestimmt war, ein höhres L[illegible] in seinem Schooße aufgehen zu sehen, [illegible] anderes, dessen Religion mehr unsere T[illegible] nahme in Anspruch nimmt, als das [illegible] wandte Volk der Griechen, jenes von dem H[illegible] mel so offenbar begünstigte Geschlecht, [illegible] sich alle Kräfte des Leibes und der S[illegible] eigenthümlicher, innerer Lebensfülle, [illegible] hindert durch äußere Einwirkungen, g[illegible] nd in der glücklichsten Harmonie bis zur [illegible] deten Reife ausbildeten. Sind es ja [illegible] Höhen des hellenischen Olympus, wo si[illegible] schöne Welt jener seligen Götter erhob, in [illegible] chen sich der ätherische Schein idealer [illegible] heit mit aller frischen Kraft der irdischen [illegible] so wunderbar vermählte; die durch Liebe, [illegible] und Kampf sich mit einem edlen Heroengesch[illegible] verbanden, das ihre Herrlichkeit abstrahlte; [illegible] nachher, als sie selbst nicht mehr auf [illegible] wandelten, durch die bildende Hand der [illegible] herabgeführt wurden von den Höhen des [illegible] mels in die Hallen der Tempel, in [illegible] gen Haine, in die Wohnungen der [illegible]

Und so klar und lebendig steht diese Welt in den Schöpfungen griechischer Kunst und Poesie vor uns, so wahr und nothwendig gieng sie aus dem freien Spiel der schönsten menschlichen Vermögen hervor, daß sie noch jetzt unter uns fortlebt, und daß diese Religion gleichsam eine Weltreligion aller Dichter und Künstler geworden ist. Doch wenn Gefühl und Phantasie an diesen herrlichen Gebilden sich ergötzt haben, so behauptet dann auch der Verstand seine Rechte. Es machen sich geltend die Ueberlegungen einer mehr geläuterten, erleuchteten Vernunft, die Anforderungen einer strengen Sittlichkeit, die reinern Begriffe einer mehr geistigen Religion. So ist das, was uns bei dem ersten Anblick dieser heitern griechischen Götterwelt als so erfreulich und bewunderungswürdig entgegen kam, der Gefahr preisgegeben, durch diese ernsten Betrachtungen Reiz, Werth und Bedeutung zu verlieren, indem vieles nicht nur leer an religiösen Gehalt zu seyn, sondern sogar in schneidendem Widerspruche mit demselben zu stehen scheint. So ergeht es nicht blos uns: dieser Mangel fühlten schon unter den Griechen selbst alle ernsteren und denkenden Geister. Daher die vielen Allegorien, durch welche man schon frühzeitig anfieng, der Volksreligion den vermißten

höhern Gehalt zu geben; daher das harte Urtheil des selbst so dichterischen Plato gegen die Dichter, als die vorzüglichsten Schöpfer dieser phantasievollen Religion, so daß er ihnen sogar den Eingang in seinen idealischen Staat untersagte, der nur durch das reine, farbenlose Licht der Philosophie erleuchtet seyn sollte. Indessen, ohne in der griechischen Volksreligion diesen Zwiespalt gänzlich aufheben zu können, zwischen der frei sich bewegenden Phantasie und dem Sittlichen und Religiösen in seiner Reinheit, und abgesondert von allen Einflüssen der übrigen menschlichen Kräfte, Freuden und Bedürfnisse; zeigt sich dennoch auf diesem Gebiete für den unbefangenen Forscher manches, das nur der Phantasie und dem sinnlichen äußern Cultus anzugehören scheint, in einer viel nähern Verbindung mit wahrer Religion und Sittlichkeit, als man nach dem ersten Anblick erwarten sollte. Diese Verbindung nachzuweisen scheint kein unnützes Unternehmen: einmal zur genauern Kenntniß und Würdigung des Glaubens der alten Griechen, vielleicht auch als Beitrag zur Beantwortung der großen und fortwährend so bedeutenden Frage, ob man Etwas und wieviel man im Gebiete der Religion dem Gefühle und der Phantasie einzuräumen habe. Lassen Sie uns also untersuchen,

in welchem Verhältniß dieser heitre Götterglaube und Götterdienst zu den Ideen des sittlich Guten stand, welchen Einfluß er hatte, auf das recht- und unrecht Handeln sowohl im öffentlichen als im Privat-Leben. Ueber das Ethische der griechischen Volksreligion demnach werde ich versuchen, die wichtigsten und fruchtbarsten Sätze hier zusammen zu stellen, oder vielmehr, damit ich Ihre Aufmerksamkeit nicht zu sehr in Anspruch nehme, nur in Umrissen anzudeuten.

Ich habe absichtlich diese Betrachtungen auf die Volksreligion eingeschränkt. Denn wollten wir allen religiösen Glauben und alle religiösen Institute Griechenlands umfassen, so müßte hier noch vieles andre zur Sprache kommen, was wir nach diesen gesetzten Gränzen übergehen dürfen. Nichts kann also hier gesagt werden von jenen Mysterien, in welchen würdigere Vorstellungen über das Wesen der Gottheit, über die Abkunft und Wiederkehr der Geister, über die Reinigung und Besserung der Seele gelehrt wurden. Eben so können hier nicht verfolgt werden die Spuren des Götzendienstes der ältesten, noch ganz rohen Bewohner jenes Landes, ehe sie zu dem Besitz derjenigen Vorzüge gelangt waren, welche den eigenthümlichen Charakter des griechi-

schen Genius ausmachen. Wir gehen
von jener Zeit aus, da im Laufe J
derten durch die fortgehende natürl
lung des menschlichen Geistes, durch
derungen und politische Veränderungen
eigentliche Hellenenthum, bildete
Schooße jene heitre und schön gefo
welt hervorgieng. Da verschwan
gänzlich oder traten in das Dunkel
gestaltlosen und mißgestalteten
so formlosen, wenn auch inhaltsv
schen Sagen, und Kalliope sang zur h
Leier in dem nämlichen Tone, in w
Thaten, das Leiden und Lieben ge
Menschen verherrlichte, nun auch
Wirken zwar menschlicher, aber mit übe
cher Kraft und Schönheit g
Dieser so entschiedne und gefi
morphismus der griechischen
ihr am meisten charakteristis
das erste Moment, das wir von
punkte aus betrachten wollen. den e
Anblick freilich, wenn man von
Poesie absieht, und an die religiösen
gen und Vorstellungen einer gereifteren
heit denkt, scheint es unmöglich die
beshändeln, mit diesen Kä

dungen ſinnlich lebensluſtiger und lebenskräftiger Götter irgend eine Anſchauung oder Empfindung des Unendlichen und Ewigen zu verbinden. Doch laſſen Sie uns ſehen, ob dieſe Anſicht, wenigſtens in ihren Wirkungen, ſo ganz aller ſittlichen Elemente beraubt war. Dadurch, daß die Götter Menſchen waren, aber geſteigert nach jeder Seite der menſchlichen Anlagen und Kräfte, mußten ſie nicht zugleich auch den Menſchen zur Nachahmung näher gerückt ſeyn? Gewiß, in einer Zeit, die nicht geeignet war, durch metaphyſiſche Lehren und abſtrakten Unterricht gebildet zu werden, mußte die deutliche und lebendige Anſchauung einer ſo gehobnen Menſchheit, wie ſie dieſe Götterwelt im hellen Spiegel des Liedes zeigte, entſchieden beitragen zur Veredlung, Milderung und Verſchönerung des Lebens. Denn das war doch wohl nach dem Weſen der menſchlichen Natur nothwendig, daß das Volk und die erſten Gründer ſeiner Religion das Beſte und Edelſte, was ſie zu fühlen und denken im Stande waren, ihren Göttern beilegten. Ueberdieß was uns, nach den ſtrengen Forderungen einer reineren und mehr geiſtigen Moral beurtheilt, in dieſer griechiſchen Götterwelt bei allen Vorzügen einer geſteigerten Menſchheit befremdet, ja oft erröthen machen

muß, das konnte bei jener frühern Menschheit, bei welcher der Geist gleichsam noch nicht entfunden in der sinnlichen Hülle schlummerte, das Göttliche nicht herabwürdigen. Sie sah darin nur Aeußerungen einer stets frischen, stets lebendigen Naturkraft. Waren ferner die Götter solche gesteigerte Menschen, so konnte man in ihrem Dienste auch nichts thun, was über die Schranken des menschlichen Lebens hinausgieng. Von welcher Bedeutung dieses war, können wir leicht wahrnehmen, wenn wir auf andre Völker der alten Welt sehen. Blicken wir von Griechenland hinüber nach Klein-Asien, an den Pontus oder auf die alten Nachbarn der Israeliten und nach Babylon; blicken wir nach der ägyptischen Küste. Dort waren die alten Naturgötter weniger in die Schranken, in die festbegränzte Form eines ganz menschlichen Wesens eingeengt; sie hatten mehr von dem Ueberschwenglichen und Schrankenlosen der elementarischen Weltkräfte, als deren Personifikation sie anzusehen sind. Aber hätten wohl diese Völker sich verirren können, durch den grausamsten und ausschweifendsten Dienst, durch das Opfer von Menschenleben und weiblicher Zucht und Jugendblüthe, ihre Götter zu verehren, wenn sie ihre schrankenlosen Anschauungen des unendlichen Le-

bens der Natur, wenn sie den Erguß ihrer fanatischen Gefühle in eine Vielheit von Göttern getheilt hätten, versehen mit einem klaren, bestimmten, menschlichen Thun und Leben? — Ausser diesen negativen Vorzügen der griechischen Götter, in Hinsicht auf das Ethische, blieben ihnen noch andre positiver Art. Ich habe schon darauf hingedeutet, daß sie als gesteigerte, erhabnere menschliche Naturen die ganze Sphäre der menschlichen Anlagen und Thätigkeiten in sich aufgenommen hatten. Zu diesen gehören nun aber die sittlichen, welche darum auch der Volksglaube und der Volksgesang seinen Göttern in vielfältigen Zügen beilegte, nebst allem, was aus diesen sittlichen Eigenschaften mit Nothwendigkeit hervorgeht. In diesem Sinne sagt der wackere Hirt Eumäus bei Homer, welcher Dichter als die erste und sicherste Quelle der volksmäßigen Ansichten auf diesem Gebiete anzusehen ist: (1)

„Alle gewaltsame That mißfällt ja den seligen Göttern;
Frömmigkeit ehren sie nur und billige Thaten der Menschen.“

Darum sind die Götter auch die Austheiler von Strafe und Belohnung; und so lebendig war dieser Glaube an ihre austheilende Gerechtigkeit, daß die Griechen, wie die meisten andern

alten Völker, überzeugt waren, schon hier in diesem Leben fange das Amt derselben an. Der Gerechte, dachte man, wird mit Glück von den Göttern gesegnet; so wie der Böse von seiner auf unerlaubten Wegen erstiegenen Höhe herabstürzt. (2) Keine Handlung der Sterblichen entgeht dem allsehenden Auge des Zeus. Tausende von unsichtbaren Genien, seine Diener, umschweben uns und beobachten die Thaten eines Jeden. (3) Diese Vorstellungen der schon in diesem Leben wirksamen göttlichen Gerechtigkeit gehen zu allgemein durch das ganze griechische Alterthum hindurch, als daß es nöthig wäre, einzelne Belege beizubringen, am allerwenigsten aus dem homerischen Epos. Denn macht nicht eben die Bestrafung der gottlosen und übermüthigen Freier unter dem Schutze und durch den Willen der Götter den Kern und das Ziel der ganzen Odyssee aus? Nicht zu gedenken der Tragiker und einer Menge eben dahin sich beziehender Aeusserungen der andern Dichter, so ist ja eben dieselbe Ueberzeugung von dem nothwendigen Fall der Bösen und Uebermüthigen, von ihrer Bestrafung durch das göttliche Walten, auch die Grundansicht des grossen herodoteischen Geschichtwerkes. Noch sicherer und gewisser aber erwartet die Sterblichen

nach dem Tode Strafe und Lohn. Da ist Tartarus und Elysium, das die Dichter dem Volke in reizenden und furchtbaren Bildern und mit so frischen, unvergänglichen Farben darstellten. Es sind dies freilich nicht die reinsten sittlichen Ansichten, so wie sie auch nicht die reinsten Motive des Handelns enthalten; aber sie giengen doch ursprünglich von einem lebendigen Gefühl des Rechtes und Unrechtes aus, und darnach, so wie nach den Wirkungen, welche sie im Leben hervorbrachten, sind sie wohl zu den ethischen Bestandtheilen dieser Religion zu zählen.

Wenn wir nun von dieser Betrachtung der göttlichen Strafe und Belohnung übergehen zur Betrachtung der griechischen Ansicht von moralischer Zurechnung, von Schuld und Verdienst, durch welche Strafe und Lohn bedingt wird, so begegnen uns einige Vorstellungen, welche alle Moralität zu untergraben und aufzuheben scheinen, und auch diese Wirkung gehabt haben müßten, wenn eine durchgeführte Consequenz, wenn kalte, zu bösen Zwecken alle Mittel berechnende Reflexion im Wesen dieser unbefangenen, kindlichen Vorwelt gelegen hätte. Wo nämlich das Gebiet der gewöhnlichen Erscheinungen des Lebens, der mit besonnenem, hellem Bewußtseyn begonnenen Gedanken und Handlungen aufhört,

da trat nach der Ansicht des griechischen, ja man kann sagen, des gesammten Alterthums unmittelbare Wirkung der Gottheit ein. Es war also natürlich, daß man nach dieser Denkweise so wie die ausgezeichneten Gaben und Vorzüge guter Art, also auch die gewaltigen, übermächtigen Triebe zum Bösen, die plötzlichen, unnatürlichen Verirrungen einer sonst guten Natur als unmittelbar von Gott zugeschickt sich dachte. In dieser Ueberzeugung spricht Agamemnon bei seiner Versöhnung mit Achilles vor den versammelten Griechen:

„Oft schon haben mir dieses Achajas Söhne gerüget,
Und mich bitter bestraft; doch trag ich dessen die Schuld nicht.
Sondern Zeus, das Geschick und das nächtliche Schrecken Erinnys,
Die in der Volksversammlung zu heftigem Frevel mich verblendet,
Jenes Tags, da ich nahm sein Ehrengeschenk dem Achilles.“

Auf dieselbe Weise urtheilt Penelope von der Verirrung der Helena, indem sie spricht:

„Doch sie wandte den Sinn, von der Göttin erregt, zu der Unthat.“

Und diese selbst sagt von sich:

„ich beseufzte das Unheil, das Aphrodite
Gab, da sie dorthin mich vom Vaterlande g

Diese Verblendung und Verführung zum Bösen, wodurch sich das menschliche Gemüth so oft umstrickt fühlt, in ihren mannigfaltigen Gründen und Wirkungen zusammengefaßt und personifizirt ist die furchtbare Göttin Ate.

Hiebei ist jedoch dieses zu berücksichtigen. Einmal, wie ich schon andeutete, findet sich keine Spur, daß man böse Handlungen mit Absicht unternahm, und dieselben dann durch diesen Satz gerechtfertigt glaubte. Es war dieser Glaube, wenn ich so sagen darf, mehr theoretisch als praktisch; man wollte sich damit nur das ewig dunkle Räthsel vom Ursprunge des Bösen, von dem Zwiespalt der menschlichen Natur erklären. Ferner findet sich diese Vorstellung in vielen Fällen auch so gewendet, daß die erste böse Regung und der Anfang der Sünde von dem freien Entschlusse ausgehend gedacht wird; aber dann, nachdem dieser Anfang gemacht ist, verblenden die Götter den Bösen und Stolzen noch mehr, um ihn von einer um so höhern Höhe herabstürzen zu können. Endlich fehlt es hier auch nicht an reineren und richtigen Vorstellungen. So läßt Homerus gleichsam zur Belehrung und Zurechtweisung seiner Zeitgenossen Hermes, den Gott des klaren und hellen Verstandes, irgendwo sagen:

„Wunder, wie sehr doch klagen die Sterblichen wider die Götter!
Nur von uns sey Böses vermeinen sie; aber sie selber
Schaffen durch Unverstand auch gegen Geschick sich das Elend.“

Doch wundern wir uns nicht über diese Beschränkung des menschlichen Willens. Sind ja doch selbst die unsterblichen Götter nach griechischer Ansicht nicht im Besitz vollkommner, unbeschränkter Freiheit des Handelns. Auch sie stehen unter dem Gesetze eines ewigen, unabänderlichen Schicksals. So klagt Zeus selbst darüber, daß sein Sohn Sarpedon dem Geschicke unterliegt, und er vermag es nicht, ihn zu retten; und so war ja auch aller Wechsel der Götterherrschaft, des Uranos und Kronos Fall von dem Schicksale bestimmt, das auch die Begegnisse des menschlichen Lebens unabänderlich festsetzt. Man würde jedoch irren, wenn man diese fatalistischen Vorstellungen in sittlicher Hinsicht für so nachtheilig hielt, als sie allerdings hätten werden können, wenn man sie mit böswilliger Absichtlichkeit als Maxime des Handelns erdacht hätte. Es trat dieser Glaube fast nur in solchen Fällen hervor, wo auf eine besonders augenscheinliche und auffallende oder vernichtende Weise sich die Wirkung jener unendlichen Macht

zeigte, welche unserm Willen unbezwingbar entgegensteht. Daher denn auch die Inkonsequenz in der Volksansicht und deren treuestem Spiegel, den homerischen Gedichten, daß bald dem Schicksale die Bestimmung der Weltbegebenheiten und des Looses der Einzelnen zugeschrieben wird, und bald dem Willen der Götter. In der ersten Ansicht spricht Hektor zu seiner Gemahlin: (5)

„Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!
Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Ais.
Doch dem Verhängniß entrann wohl nie der Sterblichen einer,
Edel oder geringe, nachdem er einmal gezeugt ward.“

Dagegen heißt es an andern Stellen: (6)

„Zeus selber ertheilt der Olympier jeglichem Menschen,
Edeln so wie geringen, nach eigner Wahl ihr Verhängniß.“

Und: (7)

„Zeus, der sein Geschick giebt
Jedem sterblichen Mann, so wie ihm selbst es beliebet.“

Eine Milderung dieser Schicksals-Idee war es auch, daß man annahm, Beschlüsse des Verhängnisses könnten zwar nicht aufgehoben, aber durch sittliche Kraft, durch Tugend und Anstrengung doch verschoben und geändert werden. (8) In den homerischen Gedichten überdieß wird das

Schicksal nicht so sehr oft von dem auf alles ausgedehnten und alles umfassenden Walten der unergründlichen Nothwendigkeit verstanden, sondern meistens nur von dem vorausbestimmten Lebensziele, (9) welches, wie alles andre in der Natur, durch ewige Ordnung festgesetzt ist. Daß die älteste griechische Vorwelt überhaupt in dem Schicksal dem Grunde nach nichts anderes als die ewige Ordnung der Dinge sah, zeigen uns die für diese Vorstellung gebräuchlichen Wörter, (10) welche sowohl ihrer ursprünglichen Bedeutung, als ihrem sonstigen Gebrauche nach nichts anders ausdrücken als Ordnung, gehörigen Antheil, gehöriges Maaß. Liegt doch auch bei unserer deutschen Bezeichnung die nämliche Anschauung zu Grunde. Schicksal ist zuletzt im Wesen und Lauf der Dinge das, was sich schickt und paßt, auch wenn wir nicht jedesmal die Gründe davon einsehen. Die spätern Griechen, durch die Entwickelung eines hellern Selbstbewußtseyns zu einer mehr geschlossenen und der Außenwelt schärfer entgegengesetzten Subjektivität gelangt, zugleich durch eine größere Fülle von Erfahrungen mehr mit der Schattenseite des Lebens bekannt, bildeten sich ein mit mehr Consequenz durchgeführtes, trüberes Fatum. Das ist die Ansicht, welche die tragische Bühne, ein eben

ſo ſehr der Religion als Poeſie gewidmetes Inſtitut, aufnahm und fortbildete. Doch auch dieſe Anſicht wirkte nicht verderblich oder lähmend auf die griechiſche Sittlichkeit, wie die Geſchichte zeigt, und zwar, wie es ſcheint, aus folgenden Gründen. War das Gewicht und die Macht eines eiſernen, oft zu Frevelthaten und Verbrechen gleichſam zwingenden Schickſales auf dieſe Weiſe verſtärkt: ſo hatte ſich auch auf der andern Seite im Verlauf der Zeit das moraliſche Gefühl durch natürliche Entwicklung, ſo wie durch Einwirkung einzelner ausgezeichneter Männer, Geſetzgeber, Dichter und Philoſophen geſchärft und geläutert. Ferner wird man bei den meiſten Schickſalsfabeln der griechiſchen Tragödie und gerade bei einigen der furchtbarſten finden, daß das Schickſal nicht leicht den ganz unſchuldigen und reinen trifft, ſondern meiſtens durch Vergehen und Fehltritte, durch Nichtachtung eines heiligen Orakelſpruches, oder ſonſt irgend eines göttlichen oder menſchlichen Geſetzes herbeigeführt wird, und auf dieſe Art als ein rächendes, wenn auch furchtbar ſtrenges, aber eben dadurch um ſo wirkſameres Strafgericht erſcheint. Dann bewegte ſich ja auch das ganze tragiſche Spiel auf der Höhe der Heroen- und Götterwelt, und das Schickſal der hier auftretenden

alten Helden und Könige war den Griechen gleichsam Völker- und Weltschicksal, so daß, was der Zuschauer mit Staunen und heiliger Furcht hier sah, sich nicht so unmittelbar zur Anwendung im gewöhnlichen Privatleben darbot. Ein klarer Beweis von dem ethischen Gehalt dieser dramatischen religiösen Festspiele geht endlich daraus hervor, daß noch jetzt der Leser derselben sein sittliches Gefühl und seine sittliche Thatkraft nicht gelähmt, noch niedergedrückt, sondern vielmehr durch den Anblick der erhabensten Aeusserungen menschlicher Kraft und Tugend, durch Gesänge und Sprüche voll gereifter Weisheit und der edelsten Gesinnungen gestärkt und erhoben fühlt.

Nachdem wir nun bei dieser Betrachtung des Ethischen in der griechischen Vorstellung von dem göttlichen Wesen den Anthropomorphismus und die Idee des Schicksals herausgehoben haben, bleibt uns jetzt noch ein drittes allgemeines Moment dieser Untersuchung übrig, welches uns zugleich überführt zu einer kurzen Aufzählung der einzelnen Gottheiten, an welche bestimmte ethische Ideen geknüpft sind. Wie nämlich die ganze Natur dem Griechen eine große Gesammtheit göttlicher Wesen war, wie er alle natürlichen Vorzüge, alle Fer-

tigkeiten und Künste als unmittelbare Geschenke eines Gottes ansah, und jedes Geschäft, jeden Stand unter den theilnehmenden Schutz und die Leitung eines Gottes stellte: so stand gleichermaßen alles Rechtliche und Sittliche in den Lebensverhältnissen der Einzelnen, der Familien, der Staaten, in innigster Verbindung mit der Religion und in unmittelbarem Bezug auf das Göttliche. Es ist offenbar, von welch durchgreifendem Einflusse, von wie überaus heilsamen Folgen diese Ansicht der Dinge seyn mußte. Denn mögen die griechischen Volksgötter auch noch so menschenähnlich und darum in gewisser Hinsicht beschränkt seyn: so behauptete doch das Gefühl des Göttlichen seine Rechte, und so wenig befriedigend diese Ansicht der Dinge für uns ist, so enthielt sie doch für jene Menschheit, aus der sie hervorgieng, das Höchste und Schönste, dessen sie fähig war. Wenn nun also an dieses Höchste die sittlichen und rechtlichen Verhältnisse der Gesellschaft geknüpft waren, wenn die daraus entspringenden Rechte und Pflichten dem Schutze und der Aufsicht der Götter übergeben wurden, so bereicherte man einerseits die Religion mit einem wirksamen ethischen Elemente, so wie man andrerseits dem Rechte und der Verfassung eine Garantie gab, welche bei der damaligen Art zu denken und zu

fühlen, die sicherste und höchste, ja beinahe die einzige war.

Auf diesem Gebiete tritt uns zuerst entgegen der panhellenische Nationalgott Zeus. Derselbe Gott, von dem die Dichter so viele Liebeshändel und täuschende Verwandlungen erzählten, der mit der Blüthe sterblicher Frauen in heitrer, leichter Lebensfülle ein Geschlecht kräftiger Heroen erzeugte, derselbe Gott war auch Urheber und Aufseher von Recht, Ordnung und Gesetz im Hause, auf dem Markte, in dem Rathe der Könige, in der Versammlung des gesammten Volkes, und hatte als solcher eine Menge ehrender und bezeichnender Beinamen und eine gottesdienstliche Verehrung, welche vielfältig Ernst, Heil und Ordnung in das Leben brachte. So wunderbar durchdrangen sich bei diesem Volke die heitersten, üppigsten Spiele der Phantasie und des Scherzes mit besonnenem Ernste und religiöser Scheu, da, wo es die ersten Pflichten und Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, wo es die Bande der Natur und überhaupt, wo es das Wesentliche im Leben galt. — Die erste Bedingung, so wie die erste Wohlthat eines menschlicheren, gesitteten Daseyns ist fester Wohnsitz, Heimath, eigner Heerd und der dadurch theils gegründete, theils befestigte Famili

Das Alterthum, noch näher der Urzeit thierischer Rohheit und wilden Umherschweifens, mußte eben darum den Werth dieser Einrichtungen lebendiger fühlen, als wir: ihm galten sie für etwas Göttliches und Heiliges. Diese Wohlthaten nun eines sichern Wohnortes, diese Freuden der Häuslichkeit leitete man unmittelbar von Zeus ab und stellte dieselben unter seinen Schutz und Segen. Von der griechischen Benennung des umschlossenen Hofraumes, der alles dieses, Haus, Eigenthum, Familie, in sich barg, hieß der Gott in dieser Beziehung Zeus Herkeios. Sein Bild stand auf einem Hausaltar an dem äußersten Thore des Hofes. Bei wichtigen Vorfällen, welche des Hauses Ehre und Wohl berührten, wurden an diesem Altare, Schwüre, Zeugnisse und Gericht gegeben. Eben so war auch das Innere des Hauses durch die Nähe und Verehrung einer Gottheit geheiligt. Der Heerd, von dem die Segnungen der Wärme ausgehen, so wie eine bessere, menschlichere Nahrung, als die rohe Kost der ersten Zeit war, galt für den Altar der hehren Hestia. In demselben Sinn hatte auch fast eine jede griechische Stadt in ihrer Mitte einen Tempel dieser Göttin, den man Prytaneum nannte, gleichsam einen Gesammtheerd der zu einer großen Familie

vereinigten Gemeinde, und der sichtbare Mittelpunkt der gemeinsamen Heimath. Und gleichwie ruhiger, ungestörter Besitz und Genuß des Hauses Anfang und Ende der bürgerlichen Vereinigung ist: so war es Sitte der Griechen bei feierlichen Bündnissen und Verträgen, ja fast bei allen Opfern mit einem Gebete an Hestia zu beginnen und zu schließen. — Wenn man am eignen Heerde sitzend dessen Werth so lebendig fühlte, so war es natürlich, daß bessere Gemüther Unglückliche, welche keine Heimath hatten, daß sie Fremdlinge, welche sich fern von ihrem heimathlichen Heerde befanden, gern an den Vortheilen und Segnungen desselben Theil nehmen ließen. Dieser menschlichen und schönen Regungen bemächtigte sich die Religion, machte sie zu einer heiligen Pflicht und knüpfte ihre Ausübung an die Scheu vor den höchsten Göttern. Denn was der Sänger die Königstochter Nausikaa zum Troste des Odysseus sagen läßt: (11) — «Zeus gehören ja alle Fremdling' und Darbende an» — war allgemeiner Glaube jener Zeit. Heilig war, wer irgend in einer Noth als Fremdling Hülfe suchte, und als solch ein Hülfsbedürftiger und Bittender sich durch gewisse Zeichen zu erkennen gab. Daran erinnert Odysseus den ungastfreundlichen Cyklopen, indem er sagt: (12)

„Scheue doch, Bester, die Götter! Wir nahn dir jetzo mit Demuth;
Aber dem Bittenden ist und Fremdlingen Zeus ein Rächer,
Der gastfreundlich den Gang ehrwürdiger Fremdlinge leitet.“

So bildete sich jene so schöne Sitte der griechischen Gastfreundschaft unter dem Schutze und der Autorität der Religion, eine Sitte, die immer dem menschlichen Gefühle wohlthätig und für den Verkehr der Menschen unter sich ersprießlich ist, die aber in jenen früheren Zeiten bei den noch nicht vervollkommneten gesellschaftlichen Einrichtungen um so wichtiger und heilsamer seyn mußte. Besonders erfreuten sich dieses milden Schutzes diejenigen Unglücklichen, die sich eines unfreiwilligen Mordes schuldig gemacht hatten, und dadurch der Blutrache der Verwandten preisgegeben waren, so wie der göttlichen Rache, von welcher nach den Begriffen des Alterthums auch ein unvorsätzlicher Mord nicht verschont blieb. War nun ein solcher zu dem Altar der Hestia geflohen, so hatte der Hausherr die Pflicht, ihn zu schützen, durch vorgeschriebene Opfer und Gebräuche zu reinigen und so wieder in die Gemeinschaft der Götter und Menschen den Verstoßenen zurückzuführen. Alle diese eben genannten Pflichten und heiligen Gebräuche leiteten die

Griechen von Zeus ab, stellten sie unter seinen Schutz, und verehrten ihn in dieser Beziehung mit den entsprechenden Namen: Zeus Xenios, Hikesios, Katharsios. Aber Zeus ist nicht blos die Quelle des Rechten und Ordnungsmäßigen in den Privatverhältnissen, welche sich auf das Haus gründen: er ist auch Ertheiler des öffentlichen Rechtes, der Ordnung der Gemeinden, Völker und Staaten. Jene alten Stammkönige, jene Hirten der Völker, welche in der frühesten Zeit in erblichen Königreichen Anführer, Richter und Priester waren, leiteten meistens nach der mythischen Genealogie ihr Geschlecht und eben so auch ihre Gewalt und ihr Recht von diesem obersten König der Menschen und Götter ab. Von Zeus kommt der Scepter her, ererbt von Vater auf Sohn, womit Agamemnon über die Achäer herrscht. Als später das Königthum nach und nach der Aristokratie und Demokratie wich, waren auch bei diesen neuen Formen die wichtigsten politischen Ideen, die bedeutendsten Staatseinrichtungen, die Autorität des öffentlichen Rechtes und der Gesetze auf Religion gegründet und vielfältig an göttliche Wesen und Namen geknüpft. Zeus, der städtische, (13) galt den Hellenen als höchster Stadtkönig und Stadtbeschützer, sowohl der Gesammtheit der

Gemeinde, als auch der einzelnen, für sich bestehenden Theile derselben. Denn so finden wir es doch in den Staaten des Alterthums, daß die Gemeinden wahrscheinlich von ihrem ersten Entstehen an durch das Zusammentreten einzelner, vorher patriarchalisch geführter Familien und Stämme, aus kleinern und größern Abtheilungen, Phylen und Phratrien, Tribus und Curien genannt, bestanden. Die Glieder dieser Zünfte und Stämme nun waren durch gemeinschaftliche Götter, Opfer und Feste zur Hülfe und Lust des Lebens innig mit einander verbunden, und wurden durch dieses religiöse Band hauptsächlich zusammengehalten. Dieser Gesellschaften Eintracht und Wohlfahrt beaufsichtete und erhielt Zeus Phratrios, Zeus Homognios. Denselben Kreis ethisch-politischer Religions-Ideen berührt auch die Göttin Athene, welche ohnehin als personificirte Weisheit in den Künsten des Friedens und Krieges, als reine Jungfrau, als Beschützerin kluger und tugendhafter Helden mehr der Sphäre des Geistigen als des Sinnlichen angehörte. Unter ihrer Autorität und ihrem Schutze stand eines der ältesten und angesehensten Criminalgerichte zu Athen, das bei dem Palladium. Ferner wie überhaupt die alte Welt Verträge der Völker und Bundesversammlungen durch

Opfer, religiöse Gebräuche und Anrufung der Götter bekräftigte und heiligte: so stand auch das Gericht der Amphyktionen unter dem Schutze dieser Göttin, welche in dieser Beziehung Pronöa, die vorsichtige, hieß.

Ich breche diese Betrachtungen über den so äußerst wichtigen und folgereichen Zusammenhang der politischen Institutionen mit der Volksreligion der Griechen hier ab, um schließlich noch an einige einzelne Gottheiten erinnern zu können, welche dem Gebiete des Ethischen angehören. Diese sind theils solche, deren erste Hauptvorstellung ursprünglich physisch und historisch war, aber nachher ethisch gewendet wurde, oder es sind solche, welche gleich anfänglich und durchaus als Allegorien und Personifikationen ethischer Ideen angesehen werden müssen. Als ein sehr bedeutendes und beziehungsreiches Beispiel der ersten Art kann uns der Mythus des Herkules gelten. Diese ursprüngliche Personifikation der starken, siegreichen Sonne wurde ethisch aufgefaßt als Vorbild eines Kämpfers gegen alle Erzeugnisse des Dunkels und des Bösen, als Ideal der Heldenkraft und männlichen Tugend. Solche Deutungen hatte man nicht nöthig mit vieler Mühe zu suchen: sie boten sich gleichsam von selbst dar

nach dem Parallelismus zwischen Geist und Natur, der innern und äußern Welt, worauf am Ende aller bildliche Ausdruck, alle Symbolik und Allegorie beruht. Aber auch von rein ethischen Personifikationen und Allegorien hatte die griechische Volksreligion eine bedeutende Anzahl, die gleich anfangs mit lebendiger, fruchtbarer Anschauung aufgefaßt, um so glücklicher und reifer nachher von Künstlern und Dichtern weiter ausgeführt wurden. Mit der Themis, dem Urgesetze der Dinge, erzeugt Zeus die Dike, das Recht, eine der drei Horen, der Göttinnen, welche die Ordnung der Natur, die gesetzmäßige Folge und Entwickelung der reifenden Zeit bestimmen und lenken. Gleich dieser ewigen Ordnung der Natur sind auch die wesentlichen Gesetze des Rechtes unabänderlich und über menschliche Willkühr erhaben. Wer gegen diese heiligen Satzungen der Themis und Dike sich vergeht, den strafen die furchtbaren Erinnyen. Man kann die Qualen und nie ruhenden Vorwürfe eines schuldbewußten Gewissens nicht wahrer und lebendiger empfinden und darstellen, als es von den Griechen in der Vorstellung dieser Göttinnen geschehen ist. Noch mächtiger als sie, und das ganze Gebiet des menschlichen Lebens umfassend, waltet die

Göttin Nemesis, erzeugt im Schooße der Nacht, oder nach einer andern Sage Tochter der Gerechtigkeit, die Göttin des strengen Maaßes, welche den Uebermuth straft im Thun und Handeln einzelner Menschen und ganzer Völker, die jeden, der sich nicht selbst mäßigt, in die Schranken der Ordnung mit vernichtender Macht zurückdrängt. Es läßt sich nicht leicht eine tiefer empfundene, klarer ausgesprochne und reicher ausgeführte ethische Allegorie irgendwo nachweisen, als diese. Keine Anschauung, keine Lehre war auch dem griechischen Geiste eigenthümlicher, als diese; ja in ihr liegt eigentlich der ganze, bis jetzt noch von keinem Volke erreichte Vorzug der Griechen. Dieses Maaß, dieser überall angewendete goldne Spruch: «Nichts zu viel» war es, der ihr ganzes Denken und Thun in klarer Einfachheit und Ruhe hielt, entfernt von allen, über die Schranken einer gesunden, natürlichen Menschheit hinausschweifenden Gefühlen, Wünschen und Gedanken. Dieses Maaß schuf ihre Götter eingeschlossen in menschliche Formen und doch so voll Kraft und Erhabenheit; dieses Maaß schuf ihre Kunst, welche in ihren schönsten Werken mit weiser Enthaltsamkeit sich überall auf das Wesenliche beschränkt; es zeigt sich in

den Lehren ihrer Philosophen, welche die richtig gemessene, gleiche Entfernung von allem Aeussersten und Uebertriebenen für den sichersten Weg der Tugend und wahren Lebensweisheit hielten. (14) Dasselbe Maaß endlich spricht sich aus in ihrem Widerwillen gegen alle überschwengliche Macht und Vorzüge einzelner Stände und Personen, und gestaltete darnach die Freiheit ihres politischen Lebens. Ist es nicht, wie wenn auch jetzt das Walten dieser Göttin, welche die Weltgeschichte durchschreitet, sich offenbarte, da die Nachkommen der alten Hellenen den Thron ihrer übermüthigen, alles Maaß überschreitenden Zwingherrn wanken sehen? Mögen auch nur sie Maaß halten im Gefühle der Rache, Maaß in der Freude des Sieges, in ihren Wünschen und Forderungen. Dann wird wohl Nemesis das Rad der menschlichen Schicksale, das sie in ihren Händen hält, zu ihrer Rettung drehen. Und so wie ihre Ahnen in mancher heißen Schlacht Götter und verklärte Heroen in den Reihen ihrer Vorkämpfer sahen, so mögen auch in diesem Kampfe der Verzweiflung sie führen und stärken alle die schönsten menschlichen Gefühle und edelsten Gesinnungen, aus welchen ihr Volk ehemals

seine Götter schuf; mögen ihnen voranstreiten die großen Heldenseelen ihrer Ahnen, auf daß sie bei den Todten die Hülfe finden, welche ihnen die Lebenden versagen.

Anmerkungen.

(1) Odyss. XIV, 83.
(2) Odyss. XXII, 412. XIX, 109. Hesiods T. u. W. V. 238. f f.
(3) Hesiod a. a. O. V. 252.
(4) Iliad. VI. 486.
(5) Od. VI, 486.
(6) Od. VI, 188.
(7) Od. I, 348.
(8) Od. XVI, 780. XVII, 321.
(9) Heyne zu Il. VI, 487.
(10) μοῖρα, αἶσα.
(11) Od. VI. 207.
(12) Od. IX. 270.
(13) πολιεύς.
(14) Vergl. des Verfassers Ausgabe der Ethik des Aristoteles. Bd. II. S. 72.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

3 9015 03593 1677

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARDS

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

3 9015 03593 1677

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARDS